



# DAS SCHWARZE BUCH

vom Teufel, Hexen,  
Gespenstern, Zauberern  
und Gaunern

Leipzig 1796





**Das schwarze Buch vom Teufel,  
Hexen, Gespenstern, Zauberern und Gaunern**

Dem Ende des philosophischen Jahrhunderts gewidmet



## **Inhalt**

Vorrede	9
1. Ein wohltätiger Prediger wird für den Teufel ...	10
2. Untersuchung mit Vorsicht!	12
3. Eine Nachweiserin macht eines kleinen Gewinnes ...	14
4. Kürassiere verwandeln sich in Katzen	15
5. Striedicke hebt das Geld, was ...	16
6. Wie die E. einen Erhängten behandeln	19
7. Ein Sohn weint über die Begräbnisart ...	21
8. Das Osteröder Wunderkind	21
9. Gliederschmerzen werden durch Sympathie ...	22
10. Ein Rezeptbuch macht einen Soldaten ...	23
11. Gespensterbannen ist eine saure Mühe	24
12. Mikita verlangt ein großes Opfer	26
13. Der Engel, der Fisch zu Geißmannshof ...	29
14. Ein Pechpflaster soll weibliche ...	32
15. In den Apothekerbüchsen ist Rat ...	33
16. Durch das Gebet Manasse, durch die...	33
17. Der getreue Hauspudel wird für ...	40
18. Schlage du nur einen Hufnagel ...	41
19. Frage: Was verlangst du? ...	42

20. Posaunenton eines hochberühmten Okulisten ...	44
21. Mutig wird der Überrock ...	45
22. Einige Unteroffiziere zitieren die Gespenster ...	48
23. Jeder Gewinner schafft sich ein neues Kleid ...	49
24. Bald wird man die Hexe vor der Schleifmühle ...	52
25. Die Kluge kommt	54
26. Zwei Geschichten von einem Schlag	55
27. Treffliche Wirkung des kalten Wassers	58
28. Der Ring des Desmanges	62
29. Ängstliches Gespensterwinseln	63
30. Eine Hecketalergeschichte	65
31. Mittel zur Herstellung verlorener Liebe	66
32. Des Drechsler Lufts Ehefrau findet ein ...	68
33. Die Haare von der heiligen Walpurga ...	74
34. Zubereitung eines wirksamen Goldwassers	76
35. Kuren durch Schönpflästerchen	77
36. Mäuse bringen ein Haus in üblen Ruf	79
37. Die Gardine am Fenster erregt großes Schrecken	81
38. Durch einen mit Haaren bewickelten ...	84
39. Der Geist ist nicht zu Hause ...	85
40. Der Kobolt legt Feuer	87

41. Der in einen losen Buben gefahrene böse ...	88
42. Eine Frau Doktorin behorcht die ...	89
43. Eine Predigerfrau sieht ihren Mann ...	91
44. Ratsfrage, ob ein schadhafte Auge ...	92
45. Die Kopka leidet die Wasserprobe	93
46. Die unterirdischen Geister werden ...	97
47. Euer Lebenslicht brennt noch ...	98
48. Erdmann Paul weissagt in Berlin ...	99
49. Rosenfeld hat die Schlüssel des ...	101
50. Ein Wunderarzt fordert in der Apotheke ...	103
51. Anna Göldin wird in Glarus zur Hexe	109
52. Ein jüdischer Kaufmann, durch seinen ...	110
53. Ein Kapuziner entdeckt den Dieb	111
54. Der Teufel auf einem schwarzen Pferd ...	113
55. Die Zauberin Engel Christine Schreder	114
56. Einige schändliche Taten	119
57. Ekleben kuriert mit Speichel ...	121
58. Mich möchte der Kobold bedüstern ...	121
59. Der Teufel bellt wie ein Hund ...	122
60. Hexen-Bärbel ist am Ende untröstlich	123
61. Die Schatzgräber zaubern sich in die Karre	125

62. Mäuse werden durch den Sankt ...	131
63. Ein Kruzifix aus Messing für 300 Taler	132
64. Der Eisenmeister heilt mit Fliegengift	133
65. Durch Gerichtsbarkeitspflege kommen ...	134
66. Der Müller zu W., ein braver Mann ...	135
67. Fischer weigern sich, einen Ertrunkenen ...	136
68. Sechzig Gulden werden bebrütet	136
69. Eine quacksalbernde Frau mordet ...	138
70. Große Ordenseinweihung	139
71. Der Bader Sauer gräbt zehn Carolinen ...	145
72. Ein Schlächterhund bezwingt den Teufel	147



## Vorrede

Gegenwärtige Erzählungen menschlicher Torheiten sind weniger darum aufgestellt, um dem 18. Jahrhundert sein schönes Beiwort streitig machen zu helfen, sondern mehr, um dazu mitzuwirken, dass man nach noch am Ende desselben streben möchte, mit größerem Recht als bisher ihm den Ehrennamen des philosophischen beilegen zu können. Wodurch könnte man aber auf gangbare Vorurteile aufmerksam machen, als durch Erzählung von Tatsachen?

Die hier gelieferten Geschichten bieten so mannigfaltige Beobachtungen und sind für ihre Materie zu reichhaltigen Inhalts, als dass sie mit Bemerkungen hätten begleitet werden dürfen. Sie betreffen zum Teil zwar auch Menschen aus solchen Ständen, bei denen man im Allgemeinen Philosophie nicht voraussetzt. Aber man sieht daraus doch, wie vernachlässigt die niederen Schichten im gesunden Unterricht sind, bei welchen solche Auswüchse des menschlichen Verstandes dergleichen hier beschrieben sind, sich selten zeigen würden. Mehrere, besonders Gespenstergeschichten, die durch Täuschung der Sinne veranlasst worden und sich entwickelten, sind hier beigebracht, weil man daraus entnehmen kann, welche abenteuerliche Sagen entstehen können, wenn so etwas nichtphilosophischen Menschen begegnet.

Orte und Namen der handelnden Personen konnten aus leicht zu erraten Gründen nicht immer angegeben werden.

Die Überschrift sagt nicht überall etwas zum Hauptinhalt des Aufsatzes aus, sondern bezeichnet oft nur eine merkwürdige Szene in demselben; denn bei Ersterem verliert der Leser immer etwas an Neuheit und Unterhaltung, so

wie durch Letzteres seine Aufmerksamkeit ohne Zweifel gespannt wird.

### 1.

*Ein wohlthätiger Prediger wird für den Teufel gehalten.*

Im Winter 1786, wo tiefer Schnee die Fluren bedeckte, ging der Feldprediger eines in Berlin in Besatzung liegenden Regiments in der Heide vor dem Teltower Tor spazieren und hatte zum Schutz gegen die kalte Witterung einen Mantel über seine Ministerialkleidung mitgenommen. In der Heide begegnete er einer armen Soldatenfrau mit dem Ausdruck des Grams und Kummers im Gesicht, die mit einem Bund Strauchholz zur Stadt ging. Er ließ sich mit ihr in eine Unterredung ein, und auf die Frage, ob sie auch wohl zuweilen zum Abendmahl gehen, um das Andenken des Todes Jesu zu feiern, antwortete sie, sie sei gegangen und auch nicht gegangen, und dies sei daher kommen. Sie hätte zum heiligen Abendmahl gehen wollen, wäre also den Tag vorher zur Beichte gegangen, aber gleich darauf so krank geworden, dass es ihr nicht möglich gewesen sei. Was ihre Not noch vergrößere, sei, dass ihrem Mann verschiedene Wunden, die er aus dem Bayerischen Erbfolgekrieg mitgebracht hatte, aufgebrochen seien, worauf viel Unrat, Haare usw. gekommen sind. Sie könnten nicht anders glauben, als müsse ihnen von bösen Leuten etwas angetan worden sein. Sie müssten behext worden sein.

Der Feldprediger versuchte ihr diese schändlichen Aberglauben auszureden, gab ihr, um ihr Elend einigermaßen zu mildern, eine Handvoll Geld, so viel, wie er in seiner Ta-

sche fassen konnte, und ging, ohne ihren Dank abzuwarten, ins Gebüsch zurück, aus dem sie beide eben gekommen waren.

Die arme Frau, die ihn wegen ihrer schweren Bürde, welche den Kopf niederbeugte, wohl nicht recht angesehen hatte, erschrak über die Handvoll Geld, denn so viel auf einmal hatte sie wohl nicht gehabt. Sie wusste nicht, von wem es kam. Der Geber ist verschwunden. Hexerei hat sie im Kopf. Fast natürlich war also der Gedanke: Der Teufel habe es ihr geben, um sie in Versuchung zu führen. Sie kam bestürzt nach Hause und erzählte ihren Freunden und Nachbarinnen, der Teufel sei ihr erschienen und habe ihr eine Handvoll Geld gegeben. Der Feldprediger, zufrieden, die Not dieser armen Frau gemildert zu haben, ahnte nichts davon, erfuhr es aber danach auf folgende sonderbare Art.

Der Inspektor und Prediger an der Nikolaikirche in Berlin, der es sich zur Pflicht gemacht hatte, in seinen Vorbereitungsstunden den Kindern jeder Art des Aberglaubens auszureden und besonders die Meinung vom großen Einfluss des Teufels zu vernichten, lehrte auch jetzt, dass man dergleichen seltsame Meinungen müsse fahren lassen; denn Christus, der Sohn Gottes, sei in die Welt gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören. Der Teufel könne also keinem Menschen erscheinen und Geld oder sonst etwas geben.

»Ja, Herr«, fing eines von den Kindern an, »vor einigen Tagen ist er wirklich einer Soldatenfrau erschienen und hat ihr eine große Handvoll Geld gegeben.«

Dies war ihm Rätsel und glaubte, die Frau sei entweder betrogen worden oder sie wolle betrügen.

Der Feldprediger kam aber ungefähr zu ihm, und da ent-

wickelte sich dann die Geschichte nach ihrem wahren Verlauf.

## 2.

### *Untersuche mit Vorsicht!*

Ein aufgeweckter beherzter Jüngling, der noch auf der Universität war, besuchte einst einen seiner Anverwandten auf dem Land und blieb daselbst über Nacht. Nach einem vergnügt zurückgelegten Abend wies man ihm sein Schlafzimmer oben im Haus an. Er vergaß sein Zimmer zu verschließen, ließ das Licht brennen und legte sich ruhig zum Schlafen nieder.

Kaum war er eingeschlafen, als ein lautes Brüllen und entsetzliches Kettengerassel ihn weckte. Er hörte es einige Minuten ruhig an. Unverhofft aber kam es vor seine Tür, schlug und kratzte gegen dieselbe mit Heftigkeit. Eine entsetzliche Angst überfiel ihn. Er versteckte sich, so gut er konnte, unter das Deckbett. Nur ein kleines Loch blieb seinem Auge offen, um zu beobachten, was sich zu tragen würde.

Die Tür öffnete sich, und eine fürchterliche Gestalt trat unter den sonderbarsten Gebärden in die Stube. Sie glich einer nackten hageren Mannsperson, hatte einen wütenden Blick, einen sehr langen Bart, und statt der Haare, wie es ihm schien, Schlangen um den Kopf flattern. Der Körper war fast ganz mit Haaren bedeckt, starke Ketten umgaben die Hände, die Füße und den Leib, und an den Fingern schienen, statt der Nägel Sporne gewachsen zu sein. Sie ergriff das Licht, trat mit ihm vor den Spiegel und besah sich einige Zeit unter dem Ziehen grässlicher Gebärden, unter-

suchte dann die ganze Stube und kam endlich beim Bett an.

Jener stand unterdes Todesangst aus und glaubte nun nicht anders, als dass er entdeckt und ihm der Hals umgedreht werden würde. Aber das Glück war ihm günstig.

Nachdem die Gestalt das Bett besehen und von oben bis unten mit den Händen untersucht hatte, kehrte sie wieder zu dem Spiegel zurück, um sich noch einmal durch Verzerung der Gebärden zu belustigen, und verließ sodann das Zimmer.

W. sprang schnell aus dem Bett und verschloss es hinter ihr, setzte Tisch und Stühle und was er verbringen konnte, vor die Tür, um vor einem zweiten Besuch gesichert zu sein.

Lange noch tobte der Unhold auf dem Saal und vor der verschlossenen Tür, bis endlich der so sehr gewünschte Tag ansprach und jener sich fortbegab. Nachdem man im Haus aufgestanden war, verließ W. mit Freuden sein Zimmer und dankte der Vorsehung, für dieses Mal dem Tod entronnen zu sein. Man erkundigte sich, wie er geschlafen hatte.

»Nicht gut«, war die Antwort, »weil mir der Teufel seine Aufwartung gemacht hatte.«

Das Abenteuer wurde erzählt, man erschrak und bedauerte ihn.

Die Geschichte entwickelte sich aber auf folgende Weise: Der vermeinte Teufel war der Bruder dessen, den W. besucht hatte, welcher schon seit mehreren Jahren wahnwitzig gewesen war. Er hatte ihn deswegen in einem abgelegenen Zimmer an einen Block schmieden lassen. Keiner durfte sich ihm ohne Lebensgefahr nähern. Er hatte in der Nacht seine Ketten zerrissen und war eben ins Haus gegangen. Man fand ihn wieder an seinem Block sitzen. Hätte W.

hier Herz genug gehabt, das vermeinte Gespenst zu untersuchen, so würde es ihm unfehlbar das Leben gekostet haben.

### 3.

*Eine Nachweiserin macht eines  
kleinen Gewinnes wegen einen Bürger elend.*

Zu Ende des Aprils 1786 wurde in der Nachbarschaft von Lüneburg auf dem Land einem Knecht 50 Taler gestohlen. Es war sein sauer verdienter und mühsam zusammengesparter Lohn. Jedermann bedauerte den armen Menschen so sehr, wie der unbarmherzige Dieb, der ihm gestohlen hatte, verabscheut wurde. Aber anstatt dieses Unglück christlich zu ertragen und dem boshafte Täter durch kluge Nachforschung auf die Spur zu gehen, begab sich der Knecht zu einer sogenannten Nachweiserin oder weisen Frau. Diese gab ihm nicht sogleich Bescheid, sondern vertröstete ihn auf eine bestimmte Zeit, da er wiederkommen sollte.

Unterdessen zog sie die nötigen Erkundigungen ein, was für Personen öfters in den Stall zu kommen pflegten, wo der Diebstahl geschehen war.

Als der Knecht wiederkam, so nannte sie zwar nicht den Dieb beim Namen, aber sie beschrieb denselben nach seiner ganzen Gestalt und Kleidung so, dass es niemand anderes sein konnte als der Sattler, der auf dem Hof arbeitete und im Stall oft zu tun hatte. Dieser, ein ehrlicher braver Mann, war so unschuldig an dem Diebstahl wie die Sonne, und der Knecht selbst wäre nimmermehr auf ihn gekommen.

Aber er glaubte nun der Lügenprophetin mehr als sich selbst und gab dem Sattler auf den Kopf die Schuld. In Kurzem breitete sich das Gerücht, dass er der Dieb sei, in der Gegend aus, und der Mann litt dadurch sowohl in seiner Handhabung als auch an seinem ehrlichen Namen. Er verklagte die Verleumder bei der Obrigkeit, und sie wurden bestraft. Aber der Pöbel glaubte darum nicht minder an die Aussage der betrügerischen Hexe, und der Mann litt die grausamste Ungerechtigkeit.

#### 4.

#### *Kürassiere verwandeln sich in Katzen.*

Als zu Debreczin, einer Stadt in Ungarn von beinahe 30.000 Seelen, meist Calvinisten, Feuer aus gekommen war, so beschuldigten alle Einwohner deshalb deutschen Kürassierschwadronen von Ansbach, die daselbst in Besatzung lagen, aus keiner anderen Ursache als der eines allgemeine Hasses, den die echten Ungarn stets gegen diejenigen hegen, die keine ungarischen Hosen tragen. Vergeblich bot der Regimentsobrist den Einwohnern alle Genugtuung an, wenn sie einen einzigen seiner Soldaten überführen konnten, dass er Feuer gelegt habe.

Drei Kürassiere fand man indes meuchelmörderisch umgebracht, und der Obrist sah sich genötigt, mit seinen Schwadronen nach Großwardein abzuziehen. Bald nach dem Abmarsch des derselben brach wieder Feuer aus. Man konnte also klar sehen, dass die Kürassiere daran nicht schuld waren. Allein die calvinistischen Einwohner, die, was sonst bei Reformierten nicht sehr gewöhnlich ist, zu

Debreczin mit der äußersten Intoleranz den grössten Aberglauben vereinigten, behauptete nun, dass die Deutschen sich in Katzen und Hunde verwandeln könnten, und hieben und lähmten in der ersten tollen Wut eine große Menge dieser unschuldigen Haustiere, in der festen Überzeugung, dass sie danach ebenso viele Kürassiere ohne Beine und Ohren entdecken würden.

## 5.

*Striedicke hebt das Geld, was ein Müller liegen hat.*

Der Sattler Striedicke hatte ehemals schon einen mansfeldischen Prediger, einen übrigens sehr braven Mann, zu überreden gewusst, ihn zur Hebung eines Schatzes zu unterstützen. Der gute Mann hatte seinen Heldenglauben durch einen Verlust von 180 Taler und durch einen Verweis, den er vom Konsistorio erhielt, büßen müssen. Striedicke aber hörte dennoch nicht auf zu behaupten, dass ihm ein Schatz bestimmt sei. Kurze Zeit vor Weihnachten 1785 verbreitete sich auf einmal das Gerücht, dass er ihn nun gefunden habe. Vernünftige Leute glaubten es zwar nicht; da aber doch Striedicke sich und seine Frau kleidete, verschiedene Möbel anschaffte, und weit besser zu leben anfang, als er bisher gekonnt hatte, so machte das die Obrigkeit aufmerksam. Mehrere geheime Nachforschungen wusste er durch das Vorgeben einer aus der Ferne erhaltenen Erbschaft zu vereiteln. Eine Witwe aber, die er, weil sie die Miete nicht bezahlen konnte, aus seinem Haus trieb, verriet das ganze Geheimnis. Sie sagte auf dem Rathaus in Eisleben aus: In ihrer gehabten Stube sei, wenn man ein Brett des Fußbo-



dens anhebe, eine Öffnung, durch die man den darunterliegenden Keller des Striedicke übersehen könne. Gegen Weihnachten habe sie einmal viele Personen darin gesehen, unter denen sie nur Striedicke, seine Frau, und einen Windmüller aus der Neustadt erkannt habe. Die anderen wären verkleidet gewesen, einer als ein Teufel, der andere als ein Geist, ein Dritter als ein Mönch usw. Es sei ein Kreis geschlossen worden, und nach vielen Zeremonien habe man angefangen, mit Schaufeln die Erde aufzuwerfen, wodurch man auf einen Kasten gekommen sei, den man mit vieler Mühe habe herausheben können. Während dem Heben habe der verkleidete Teufel so entsetzlich gebrüllt, dass ihr selbst angst geworden sei. Man habe den Kasten nur einen Augenblick geöffnet, da alles wie Gold und Silber gegläntzt habe. Dann habe man ihn gleich wieder verschlossen, mit mehreren Petschaften versiegelt und zum Windmüller in die Neustadt geschafft. Von dem Tage an habe das gute Leben in Striedickes Haus angefangen.

Nun ließ der Magistrat Striedicke, seine Frau und danach noch einige Personen einziehen, wodurch die eigentliche Bewandnis der Sache an den Tag kam.

Striedicke hatte erfahren, dass der Windmüller einiges Geld liegen habe, und das war eigentlich der Schatz, den er heben wollte. Er ging in der Gegend der Windmühle in erkünsteltem Tiefsinn auf und ab. Der Müller sprach ihn an, ob er sich verirrt habe und was ihn anwandle. Striedicke stellte sich, als fahre er aus seinem Tiefsinn plötzlich auf, sieht den Müller mit starrem Blick und mit einem vielversprechenden Stillschweigen eine Weile an und rief dann wie entzückt: »Gott, nun habe ich gefunden, was ich schon lange gesucht habe! Freund, Er ist der glückliche Mann, der

mich und sich auf einmal in die blühendsten Umstände versetzen kann. Mit Ihm nur kann der Schatz gehoben werden, der mir zgedacht ist.«

Der Mann ward erst für die Sache eingenommen und nach verschiedenen Konferenzen überredet, Striedicke 200 Taler vorzuschießen, wofür er von dem Schatz 2000 erhalten und zu seiner mehreren Sicherheit, bis zu der Zeit, da man ihn angreifen dürfe, den Kasten in seine Verwahrung nehmen solle. Das war der Kasten, von dem der Teufel durch so schreckliches Brüllen verzweiflungsvollen Abschied nahm.

Ein abgedankter Postillon mit Namen Scharf hatte die Rolle des Teufels gespielt, ein liederlicher Bergmann, Burkhard, die des Geistes.

Der unterpfändliche Schatz wurde aus der Neustadt auf das altstädtische Rathaus gebracht. Der Teufel und der Geist mussten den einige Zentner schweren Kasten auf den Tisch der Richterstube heben. Die erwähnten Siegel waren noch unbeschädigt. Man fand folgende Schätze darin: Zuoberst waren einige dreißig bleierne mit Flitter vergoldete Münzen, zunächst dann die schwerste Art von großen Steinen, zwischen und unter diesen, vermutlich, um das Klappern und Rollen zu verhindern, ein reicher Vorrat von Kiesand. Bei angestellten Hausdurchsuchungen hatte man mancherlei Werkzeuge des Schatzgrabens zum Beispiel Bücher mit den gewöhnlichen Missbräuchen biblischer Sprüche und allerlei schreckliche Formeln und Fratzen, auch Schmelztiegel und etwas Stempelartiges gefunden.

## 6.

### *Wie die E. einen Erhängten behandeln.*

Ein W. Untertan wurde den 10. Mai 1789 morgens früh auf dem Gebiet der Stadt E. an einem Baum hängend gefunden. Die E. Obrigkeit ließ den Erhängten durch starke Mannschaft mit geladenem Gewehr sogleich auf demselben Platz bewachen. Man dachte so wenig an ein Rettungsmittel, dass sogar der W. Obrigkeit, welche durch das Gefühl der Menschheit bewegt, Leute zur Rettung abschickte, die Abschneidung des Strickes als ein vermeintlicher Eingriff in Gerechtsame, verweigert wurde. Nachdem endlich in E. die Beratschlagung, was mit dem Erhängten zu tun sei, zum Schluss gekommen war, währenddessen er notwendig ersticken musste, so wurde erst abends um 5 Uhr der Strick abgeschnitten, das Gold und Silber, das der Unglückliche bei sich hatte, gleichsam als Henkerrecht dem Strickabschneidenden gegeben und die Kleider des Erhängten vom Volk in Läppchen zerstückelt und reißend ausgeteilt, weil das Vieh, mit den Kleidungsstücken des Erhängten dreimal gestrichen, fett werden soll. Der Erhängte lag nun vor aller Augen ganz nackt da. Das entsetzliche Beispiel, einem ohnehin Unglücklichen noch die Bedeckung seines Leichnams zu versagen, machte in den Gemütern der anwesenden W. Untertanen einen solchen Eindruck des Abscheus und Mitleidens, dass sie es wagten, den nackten Leichnam mit Holzreisern zu bedecken und ihren Abscheu öffentlich zu erkennen zu geben, worüber sie von den E. Schultheißen Rebellen gescholten und mit Hauen und Steinen bedroht wurden. Um dies die Menschheit entehrende Schauspiel noch unmenschlicher zu machen, belustigten

sich die jungen Leute von E. dicht neben dem Platz, wo der Erhängte nackt und bloß lag, mit Trinken und mit Kegelschieben, und die wachthabende Mannschaft füllte sich mit Wein bis oben an. Die ganze Nacht hindurch wurde geschossen, als ob Kriegsvölker in der Nähe wären. Ein E. Bürger verlor durch einen unvorsichtigen Schuss der besoffenen Wache beinahe das Leben und lag bis auf den Tod.

Doch wird all dieses von der Begräbnisart übertroffen, welche die Unmenschen vor den Augen von mehr als tausend Zuschauern verübten. Als der Leichnam mit dem Gesicht gen Himmel wie gewöhnlich gekehrt in der Bahre lag, rief das E. Volk, dass man den Hund aufs Gesicht legen solle!

Es geschah mit den Worten: »Sieh Hund, so musst du liegen!« Die Bahre wurde an der äußersten Grenzscheidung eingesenkt und mit zwei kreuzweise geschlagenen Pfählen befestigt, dass der Hund, wie sie sagten, sich nicht umkehren könne. Das Abscheulichste, ein ewiger Schandfleck für die Unmenschen, war noch dieses: Sie schlugen einen dicken Pfahl durch die Bahre und mitten durch den Leichnam, den sie auf die schauerliche Art, als wollten sie dem Toten noch dereinst die Auferstehung verwehren, in die Erden spießten, wobei sie fürchterlich schrien: »Schlagt zu, in des Teufels Namen! Hund, man muss dich recht vernageln, dass du nicht wieder herauskommst!«

Alles war bei diesem Auftritt schrecklich – die Unmenschen besoffen, die Luft mit abscheulichen Flüchen und die Gemüter der Zuschauer mit Erbitterung oder Entsetzen erfüllt.

## 7.

### *Ein Sohn weint über die Begräbnisart seines Vaters.*

Zu D... einem W...schen Dorf erhängte sich ein Schuhmacher. Der Pfarrer des Ortes versuchte die Gemeinde zu bewegen, auf dem Gottesacker dem Unglücklichen ein Plätzchen zu gönnen. Umsonst! Er wandte sich deswegen an die Regierung und wurde von diesem erleuchteten Kollegium kräftig unterstützt. Allein die Bauern waren auf keinen Fall zu bewegen. Man musste dem Vorurteil nachgeben. Der Unglückliche wurde an der Seite eines kleinen Gehölzes begraben. Als nun sein Sohn bei der Beerdigung bitterlich weinte und sagte, man hätte seinem Vater wohl

ein Plätzchen im Kirchhof einräumen können, so sagte ein alter Bauer zu ihm: Veltel! Krein (weinen) du nit. Ich will dir sagen, wie dein Vater eigentlich hätte begraben werden sollen. Unten hinein ins Grab gehört ein Büschel Dornen, dann Steine, und dann dein Vater mit seinem Angesicht unter sich, nicht ober sich, denn er ist nicht wert, das Angesicht Gottes zu sehen. Und dann wieder ein Büschel Dornen und Steine, aber keine Erde, denn die Erde ist des Herrn!

## 8.

### *Das Osteröder Wunderkind*

Auf seiner mit obrigkeitlicher Erlaubnis aufgebauten Lügen- und Betrugsbude erklärte in Osterode ein Marktschreier das siebte Kind des Hufschmieds Dörge für ein Wunderkind und log ihm die Eigenschaft und Kraft an, dass es alles heilen könne, was es berühre, sodass man so-

gar seinen Exkrementen Wunderkraft zuschrieb, seinen Urin und das Wasser, worin es gewaschen worden war, trank, und die mit seinem Kot beschmutzten Tücher auf Schäden legte. Das Schlimmste aber war, dass selbst der Herr Superintendent in Osterode von dem Kind ein Gewächs vorn auf dem Kopf, das immer wuchs, kurieren lassen wollte, sich von ihm streicheln ließ und ein Gleiches seiner hypochondrischen Frau anriet, die aber doch mehr Menschenverstand hatte als ihr gelehrter Mann. Das Wunderkind konnte auch das Gewächs des Herrn Superintenden nicht heilen, ungeachtet es fast täglich dasselbe streichelte, sondern er musste die Heilung ohne Wunder durch den Stadtchirurgus verrichten lassen.

Se. Hochwürden glaubte auch an Teufelsbesitzungen und schrieb die Krankheit ihrer Frau dem Legion zu, der in sie gefahren sei wie in die Schweine der Gergesener.

## 9.

*Gliederschmerzen werden durch Sympathie auf immer gestillt.*

Ein Bauer hatte die heftigsten Gliederschmerzen. Sein Bader konnte ihn nicht davon befreien. Darum wollte er sich durch Sympathie heilen lassen. Er kam zu einem, der sich darauf verstand. Dieser riet ihm, des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr einen Totenkopf vom Kirchhof zu holen und sich aus dessen Scheitel ein Pulver zu bereiten. Der Bauer, voll von Gespenstergedanken, kletterte über die Mauer des Kirchhofs und näherte sich dem Beinhaus. Er stand aber wie angewurzelt, als er von fern die vom Mond beleuchteten Totengebeine sah. Die Liebe zum Leben überwand sei-

ne Furcht. Er ging ins Beinhaus mit verschlossenen Augen und nahm einen Totenkopf. Kaum hatte er ihn ergriffen, so hörte er etwas neben sich ächzen. Das Schrecken gab ihm Flügel. Er stürzte aus dem Beinhaus, fiel über ein Grab, und blieb neben demselben in der Epilepsie liegen.

Der Totengräber fand ihn des anderen Morgens besinnungslos, trug ihn nach Hause, woselbst er kurz darauf starb. Jedermann hielt es für eine Gespenstergeschichte, bis man erfuhr, dass der Sohn des Müllers, der in der Nachbarschaft ein Rind verkauft und das daraus erhaltene Geld verspielt hatte, in derselben Nacht im Beinhaus schlief, als der unglückliche Mann sein Heilmittel holen wollte.

## 10.

*Ein Rezeptbuch macht einen Soldaten zum Doktor.*

In Chemnitz warf sich 1788 ein gemeiner Soldat als Arzt auf, da er ein altes Rezeptbuch auf einer Auktion gekauft hatte, woraus er seine Kunst schöpfte. Er kurierte auch fast alles, was ihm vorkam, aus einerlei Büchse; und doch gab es Leute genug, die sich von ihm kurieren lassen wollten. Die wahren Ärzte versuchte er bei seinen Kunden dadurch verächtlich zu machen, dass er jedem, der einen von ihnen gebraucht hatte, zu schwitzen eingab, um, wie er sagte, die Arznei des Doktors erst aus dem Leib zu schaffen, weil sonst die seine nicht wirken könne.

## 11.

### *Gespensterbannen ist eine saure Mühle.*

Ein Bauer im Amt Hunteburg im Hochstift Osnabrück bemerkte 1788 einige Zeit einen Geist in seinem Haus, der ihn nebst seinen Angehörigen nicht wenig beunruhigte. Der Bauer wurde des Spukens müde und ging daher zu einem ebenfalls in Hunteburg wohnhaften Teufelsbanner mit Namen M..., welchen er ersuchte, den Geist aus seinem Haus zu verbannen, wofür er ihn reichlich belohnen wollte. M... nahm es in Überlegung und äußerte nachher, dass es der Beschreibung nach einer der hartnäckigsten Geister sein müsste, den er zu vertreiben sich nicht allein unterstünde, aber er kenne noch einen Banner im Preußischen, mit dem er darüber sprechen und ihn bereden wolle, dieses äußerst schwere Geschäft mit zu übernehmen. Dies geschah, und der preußische namens G... war, wie leicht zu erahnen, dazu willig und bereit. Nun wurde eine Nacht zu der wirklichen Verbannung anberaumt, nachdem sie vorher den Akkord mit dem Bauer gemacht hatten, dass er nach beendetem Geschäft 100 Reichstaler bar, und wenn der Geist sich binnen Jahr und Tag nicht wieder einstellte, dann noch 100 Reichstaler auszahlen sollte. An dem bestimmten Abend vor der grauenvollen Nacht fanden sich beide Schwarzkünstler ein, um die zur Verbannung gehörigen Anstalten zu machen, wozu die Frau des Hauses ein großes weißes Linnentuch hergeben musste. Ein Kessel mit Wasser wurde aufs Feuer gesetzt. Als die schwarze Stunde herannahte, mussten außer den beiden Beschwörern alle Leute aus dem Haus heraus und sich in ein nahe dabeistehendes begeben. Mittlerweile ging die Beschwörung wider alle Er-



wartung gut von statten. Der Geist wurde so lange weidlich gepeitscht, bis er endlich, so viele Einwendungen er auch machte, dass er dieses Haus noch nicht verlassen könne, von hinnen wich. Nach einer kleinen Arbeit, die sie nun noch mit dem Kessel und dem Feuer vornahmen, wurden die ins Haus gehörigen Leute wieder gerufen. Diese fanden die beiden Beschwörer in den ängstlichsten Bewegungen, mit Büchern in den Händen, wo sie sich den häufig herabfließenden Angstschweiß abwischten. Sie versicherten hoch und teuer, dass, wenn sie alle die großen Schwierigkeiten vorausgesehen hatten, sie dieses Werk nicht für tausend Taler würden unternommen haben. Lebensgefahr wäre damit verknüpft gewesen, und sie wären nur durch außerordentliche Standhaftigkeit gerettet. Sie konnten dem Himmel nicht genug danken, dass er sie aus einer so großen Gefahr gerettet hatte. Zum Beweis, setzten sie hinzu, dass der Geist ganz weggewichen war, sei der abscheuliche Gestank, den er hinter sich gelassen hatte.

»Riecht ihr nichts? Puh! Wie stinkt es hier! Macht doch alle Türen und Fenster auf. Da nun trotz aller Gefahr die Verbannung so glücklich geendet hatte, so war auch der Bauer vermöge des Vertrags genötigt, die 100 Reichstaler auszuzahlen, wozu er sich auch bereitwillig finden ließ, sein Geld herbeiholte und den Anfang mit Zählen machte. Auf einmal trat der Knecht, an den man den ganzen Abend nicht gedacht hatte, mit den Worten in die Stube: »Was wollt Ihr tun? Wollt Ihr diesen Spitzbuben noch Geld geben? Ich will Euch erzählen, wie es die Schelme gemacht haben. Ich hatte mich diesen Abend etwas früh auf die Bühne schlafen gelegt, wurde aber vor Kurzem durch einen ungewöhnlichen Lärm aufgeweckt. Nun sah ich zu, was es

war. Da lief da der eine, in ein weißes Laken verhummt, im Haus herum, und dieser andere da peitschte ihn. Danach nahmen sie den Kessel vom Feuer, machten dieses etwas voneinander, einer verrichtete seine Notdurft hinein, welches den Gestank verursachte, den der Geist soll hinterlassen haben sollte.

Während dieser Erzählung fand es der preußische Banner am ratsamsten, sich aus dem Staub zu machen, so große Standhaftigkeit er auch bei der Verbannung selbst bewiesen hatte. Den Osnabrückern hielt man fest und lieferte ihn auf das Amt zu Wittlage.

## 12.

### *Mikita verlangt ein großes Opfer.*

Im Jahr 1788 ereignete sich in Galizien, vier Meilen von Lemberg, mit einigen pfälzischen Kolonien, die ihrer Liederlichkeit wegen den gehofften Vorteil bei der Landeskultur nicht sahen, folgende Begebenheit:

Verschiedene Männer hatten sich im Sommer des benannten Jahres beredet, mit Frauen und Kindern wieder heimlich fort und zurück in das Reich zu gehen. Nur die Ausführung hatte Schwierigkeiten, die sie gern ohne viele Mühe auf die Seite schaffen wollten. Dazu schien ihnen nichts bequemer als Unsichtbarkeit. Diese wollten sie von einem lahmen russischen Bauern erkaufen, der in der Mitte des Mostyer Waldes wohnte. Lorenz Gabels Sohn Peter, einer von den Kolonisten, war Dolmetscher und erklärte, dass der russische Bauer nach empfangenem Geschenk versprochen habe, sie mit Frau und Kind, Wagen und Pferden

drei Tage unsichtbar und in dieser Zeit in das Reich zu bringen. Er gab ihnen am Ende ein Fässchen voll rötlichen Wassers, womit sie sich nackt unter gewissen Zeremonien wuschen und dann unsichtbar werden sollten. Sie verlangten auch Geld und bekamen Kräuter und Samen, der sich jenseits der Grenze in Geld verwandeln würde. Die Probe mit dem Wasser schlug indes fehl. Der Zauberer glaubte, sie müssten etwas versehen haben, und gab ihnen für ihr bares Geld aufs Neue Wasser. Sie machten es aber wieder nicht recht, blieben sichtbar und hatten weniger Geld als vorher. Kurz darauf sprachen einige auf dem Marktplatz zu Zolkiew von ihrem Vorhaben.

Einer rief aus: »Alles könnte angehen, wenn nur das verfluchte Geld nicht mangelte!«

Da trat ein Mann zu ihnen, der sie belauscht hatte, und bot seine Dienste an. Er brachte ein altes Weib, die Jendrzo-wa, welche die Männer zu sich nach Skwarzawa bestellte, um ihnen dort durch übernatürliche Dinge Geld zu verschaffen. Hierzu war eine gewisse Quantität Zucker, ungesalzene Butter, Branntwein, Tabak und Leinwand nötig, die sie mitbringen mussten. In der Folge, da die Erwartung der Leute recht angespannt war, mussten sie auch Geld bringen. So gingen Vieh, Getreide und Ackergeräte darauf. Der kleine Peter Gabel war in Skwarzawa Dolmetscher, in Zolkiew war es der jüdische Mann, der nun nicht mehr zum Vorschein kam. Das Weib schritt nach Empfang des Verlangten bald zum Werk und führte die Männer in den Wald, wo sie ohne weitere Umstände den Geist Mikita erscheinen ließ, der als Mensch König gewesen, und weil er seinen Vater ermordet hatte, in diesen Wald gebannt war.

Lorenz Gabel beschreibt seine Gestalt folgendermaßen: Er

ist von Statur wie ein Baum groß, dick wie ein Fass, hat eine große Gosche und lange Zähne, die ihm zum Maul herausstehen. Seine Augen sind groß und rund wie Topfstürzen. Er geht in deutscher Kleidung, über der er einen violett-blauen Mantel trägt, und hat einen runden Hut auf dem Kopf.

König Mikita fragte mit Ungestüm, was sie haben wollten. Antwort: »Geld!«

»Wie viel?«

»Jeder eine Million Dukaten!«

»Die sollt ihr haben. Wollt ihr sonst noch was?«

»Wir möchten auch gern unsichtbar und mit dem Geld in 24 Stunden in der Pfalz sein.«

»Auch das soll geschehen. Aber was gebt ihr mir dafür?«

Nun musste Peter, der so weit gedolmetscht hatte, fragen, was er verlange. Kaum hatte aber der Geist darauf geantwortet, so fing Peter zu nicht geringem Schrecken seiner Prinzipalen ein Zetergeschrei an, fiel seinem Vater zu Füßen und bat um Gottes willen, er möchte ihn nicht dem Satan geben. Hieraus ergab sich denn, dass der Geist kein geringeres Opfer als den kleinen Dolmetscher verlangt hatte. Gabel tröstete seinen Sohn, dass er ihn nicht um die halbe Welt zum Teufel geben würde. So zerschlug sich dieses Mal die Unterhandlung.

Das Weib machte indes Hoffnung, dass sich der Geist vielleicht mit einem anderen Kind begnügen würde, wenn sie ihn zum zweiten Mal rufen ließen. Sie möchten nur Tabak, Branntwein und dergleichen mitbringen. Zu einem zweiten Besuch bei dem Geist wollte sich Peter erst nicht verstehen und musste mit Hunger dazu gezwungen werden. Die Männer hatten nach reifer Überlegung beschlos-

sen, dem König Mikita zwei Waisen zu geben, die einer der Kolonisten, namens Magsamen, bei sich in der Kost hatte. Allein der Geist wollte bei der zweiten Erscheinung schlechterdings nichts fremdes, sondern ein Kind vom eigenen Geblüt dieser Männer. Daher wurde wieder nichts ausgemacht. Nun entschloss sich Magsamen das Kind herzugeben, womit seine Frau eben damals schwanger war. Aber auch das nahm Mikita als eine ungeborene Frucht nicht an. Also wollte endlich ein anderer, namens Resch, seinen zwölfjährigen Sohn Adam mit der Bedingung liefern, dass ihm die anderen deswegen nie einen Vorwurf machen sollten. Aber nun hatte sich der Geist anders besonnen. Er erklärte nach einigen fruchtlosen Erscheinungen, dass er ihnen wegen anderer Geschäfte nicht länger Audienz geben könnte. Er könne nun kein Kind mehr brauchen und müsse einen Mann aus ihren Mitteln haben. Darüber zerschlug sich denn aus triftigen Gründen das ganze Geschäft. Die Kolonisten wählten einen natürlichen Weg, durchzugehen, auf dem sie aber erwischt und zurückgebracht wurden.

### 13.

*Der Engel, der Fisch zu Geißmannshof, will mir helfen!*

Zu Geißmannshof, einem kleinen Dorf bei Nürnberg, das nach Fürth eingepfarrt ist, befand sich noch ein Landmann namens Fisch, welcher vorgab, die Leute entzaubern zu können. Daher war er in dortiger Gegend weit und breit in großem Ansehen. Alle, welche verzaubert zu sein wähnten, nahmen zu ihm ihre Zuflucht. Ein junger Mensch bat den

Arzt, dass er doch seinen Vater, einen Witwer und Handwerksmann von einigen 60 Jahren besuchen möchte, weil er krank wäre und dabei glaubte, seine Krankheit sei die Folge und Wirkung einer Verzauberung. Der Arzt fragte ihn, seit wann er krank sei, worin seine Krankheit bestehe, ob er nicht vielleicht eine natürliche Ursache derselben aufzufinden müsste und erfuhr, dass das Übel eine Nervenkrankheit sei. Weiter fragte er, ob sein Vater, da der diesjährige Sommer sehr heiß war, sich vielleicht schnell erkältet habe. Nun war auf einmal die Ursache der Krankheit, die Verzauberung, entdeckt, indem der Sohn erzählte, dass sich sein Vater wegen der großen Sonnenhitze einstmals gebadet und sich von derselbigen Zeit an über Unpässlichkeit beklagt habe. Der Arzt ging hierauf zum Vater selbst, erkundigte sich nach seinem Gesundheitszustand und hörte ihn bald reden.

»Ich war sehr, sehr krank, wie gelähmt war mein ganzer Körper. Auch hatte ich keine Neigung zum Essen. In allen Adern und Nerven war ein beständiges Stechen Mein gottloser Nachbar hat mich verzaubert. Er hat auch meine Tochter verzaubert, dass sie sterben musste. Er war mir Geld schuldig. Weil ich ihn verklagte und die Schuld erforderte, so sucht er sich jetzt an mir und den meinen zu rächen. Bei meiner Tochter hat es ihm geglückt, aber bei mir soll es ihm nicht glücken. Gott hat mir einen Engel zugesendet, ja ich sage es noch einmal, einen rechten Engel. Ich habe einen Arzt gebraucht, und er hat mir nicht helfen können. Ich habe Arzneien gebraucht, und sie haben nicht angeschlagen. Aber der Engel, der Fisch zu Geißmannshof, will mir helfen! Ich verspüre schon Besserung. Er hat meinen Namen auf ein Blättchen Papier aufgeschrieben und

Charaktere dazugefügt, auch einige Haare von meinem Kopf abgeschnitten und mir versichert, dass ich bald und gewiss entzaubert werden würde.«

So ungefähr sprach der Mann. Alle mögliche Vorstellungen, ihn von einer natürlichen Ursache der Krankheit zu überzeugen, waren bisher fruchtlos, ebenso das Zureden, noch ferner den Arzt zu gebrauchen. Der Sohn war zugegen und begleitete den Arzt bis zur Haustür. Hier erkundigte dieser sich nach dem, was ihm in des Mannes Vortrag dunkel gewesen war, besonders aber wegen der Verzauberung der Tochter. Nach verschiedenen vorgelegten Fragen entdeckte der Arzt, dass höchstwahrscheinlich die Ursache der Krankheit und des Todes dieses Mädchens ein heftiger Schrecken über einen ungewöhnlich starken und plötzlichen Donnerschlag gewesen war, wozu noch der Umstand kam, dass sie sich in einem solchen Alter befand, das für das weibliche Geschlecht ohnehin ein sehr kritischer und gefährlicher Zeitpunkt ist, da es nämlich in ein reiferes Alter tritt. Die Folge dieses heftigen Schreckens war eine langsame Auszehrung.

Vom Entzauberer Fisch nur noch dieses feine Kunststückchen: Eine reiche betagte Witwe heiratete einen sehr jungen Mann. Dieser nahm jene seinem Wunsch nach nur auf ein Jahr, jene hingegen wünschte noch viele Jahre zu leben. Beider Wünschen, ob sie gleich einander ganz entgegen waren, entsprach der Zauberer Fisch. Dem alten Weib versicherte er insgeheim langes Leben. Dem jungen Mann machte er Hoffnung zu einer baldigen Erlösung von seiner alten Frau. Weil nicht nur der junge Mann, sondern auch nahe Anverwandte durch den Tod der Alten eine reiche Erbschaft zu erwarten hatten, so versprach er auch den Letzte-

ren ihnen zu einer baldigen Erbschaftsausteilung zu helfen. Einige Jahre lebte die Alte zum Besten des Wundermanns, denn immer kam er zum Weib, zum Mann, zu den Anverwandten und immer ging er mit gefülltem Beutel hinweg.

#### 14.

*Ein Pechpflaster soll weibliche Fruchtbarkeit fördern.*

Im Jahr 1788 saß in Halle an der Saale eine weise Frau im Zuchthaus. Eines dortigen Leinewebers hinterlassene Frau, die nach einem jährigen Witwenstand wieder geheiratet hatte, wünschte nämlich auch Kinder zu haben und zog nach mehreren fruchtlos gebrauchten Mitteln auch die Nadeln, so hieß die sogenannte weise Frau, zu Rate. Diese verkündete ihr aus der Schale die baldige Erfüllung ihrer Wünsche und lockte ihr so viel Geld ab, dass sie ein Stückchen ihrer Sachen nach dem anderen vertrödelte. Zuletzt verwies sie die Frau an ihren Sohn, der ihr gewiss Hilfe schaffen sollte. Dieser legte der Frau ein großes Pechpflaster über den ganzen Leib und befahl, dass sie es unter vier Wochen nicht wieder abnehmen sollte. Es verursachte ihr schon in der ersten Nacht so heftige Schmerzen, dass sie nicht schlafen konnte und durch ihr Winseln auch ihren Mann aufweckte. Sie musste ihm nun die Torheit gestehen und erhielt dafür von ihm eine tüchtige Tracht Schläge. Ihr Geschrei schallte durch die ganze Nachbarschaft. Die Frau wurde gerichtlich vernommen, dann den Händen des Wundarztes übergeben. Ihr Mann wollte nun nichts weiter von ihr wissen, weil sie bei ihrer Torheit ihm alles vertrödelte hatte.



## 15.

*In den Apothekerbüchsen ist Rat wider weibliche Untreue.*

Ein Bauer kam 1788 in Schweinfurth in die Apotheke und verlangte eine Arznei, welche die Kraft habe, seine junge Frau, die ihm untreu sei, wieder treu zu machen; in der Meinung, dass in einer der vielen Büchsen auch wieder seine Herzensnot Hilfe sein müsse, und man hier auch Liebe und Treue feil habe. Der Apothekergeselle hatte seinen Spaß mit ihm und gab ihm ein unschädliches Pulver, welches er von einem Zuckerbäcker in etwas backen lassen hatte und seiner Frau zu essen geben sollte. Der Zuckerbäcker verstand den Spaß und backte das Pulver für 30 Kreuzer in sechs Pfeffernüsse. Nun nötigte der Bauer seiner Frau das Naschwerk auf. Weil sie solche Galanterien nicht von ihm gewohnt war, geriet sie auf den Verdacht, es sei Gift in den Leckerbissen. Die beiderseitige Abneigung gegeneinander wurde größer als zuvor. Noch schlimmere Folgen hätte diese Torheit haben können, wenn der Mann in unrechte Hände geraten wäre!

## 16.

*Durch das Gebet Manasse, durch die weisen Sprüche Salomos, durch die Klagelieder Jeremiä, durch die Frömmigkeit des Daniels, durch die Keuschheit des ägyptischen Josephs und durch die fälschlich verklagte Susanna soll der Geist gleich einem Lamm erscheinen.*

Johann Handbeck, ein Mann von 32 Jahren, katholischer Religion und aus Straßburg gebürtig, war der Sohn eines

desertierten französischen Soldaten und nachherigen Galanteriekrämers. Bis in sein sechzehntes Jahr hielt er sich bei seinen Eltern auf, zog mit diesen im Land herum, diente nachher einige Jahre bei Galanteriehändlern und fing endlich selbst einen kleinen Granadenhandel an, mit dem er auch im Ansbachischen, Bayreuthischen und Nürnbergischen hausierte. Auf diesen Hin- und Wiedermärschen wurde er mit einem berüchtigten Landfahrer Anton Müller bekannt, der sich durch betrügerisches Spiel und Schatzheben auf dem Land ernährte. Müller starb 1786 zu Kehl, und die Dirne, die er bei sich hatte, wurde nun Handbecks Frau. Mit dieser durchzog er mehrere Gegenden und benutzte den Aberglauben und die Begierde nach Reichtum beim einfältigen Haufen. Er gab sich dabei für einen Handelsmann aus, zu welchem Ende er sich auch mit falschen Musterkarten von Tüchern etc. hinreichend versehen hatte. Schon im Jahr 1782 wurde er als ein Vagabund in Schweinau bei Nürnberg arretiert, nach Kadolzburg gebracht und ihm dort die Ansbachischen Lande verboten. Dessen ungeachtet zog er nach wie vor im Ansbachischen und den angrenzenden Ländern herum, bis er endlich zum zweiten Mal über einer falschen Schatzgräberei angetroffen und gefänglich eingezogen wurde. Diese Geschichte und seine dabei gespielte immer sehr feine Betrügerei scheint so merkwürdig und geschickt auf dergleichen Betrüger aufmerksam zu machen, dass sie hier umständlich erzählt zu werden verdient. Seine gerichtliche Aussage war Folgende:

Am 23. Februar sei er in der Absicht von Nürnberg auf Rothenburg gegangen, um irgendwo eine Gelegenheit auszukundschaften, wo er und sein Schwager Leonhard Müller, Bruder des verstorbenen Anton durch ihre betrügeri-

sche Schatzheberei Geld bekommen könnten. Mittags sei er auf dem Straßenhof bei Obernzenn eingesprochen, habe sich allda Essen und Trinken geben lassen und dabei zuerst mit der Wirtin, dann auch mit dem inzwischen nach Hause gekommenen Wirt ein Gespräch über Schatzheberei angefangen. Auf die Äußerung der Wirtin, dass bei Obernzenn auf dem Feld ein Schatz liegen solle, sagte er, dass er einen feinen Mann kenne, der ein Geistlicher sei und die Schätze zu heben wisse, wozu er nichts brauche, als allein drei Hände voll Erde von jenem Platz, woselbst der Schatz läge. Dieser Geistliche würde auf seine Kosten hinreisen und nichts als den zehnten Teil vom Wert des Schatzes verlangen. Die Wirtin versagte diesem Unternehmen ihren Beifall, allein der Wirt, gereizt von großer Geldbegierde und abergläubig genug, um in die Falle zu gehen, verlangte die Beiholung des weisen Mannes, wo inzwischen er für die Beiholung des erforderlichen Erdreichs sorgen wolle.

Handbeck sah nun die Erreichung seines Endzwecks vor sich. Er verließ den Straßenhof, ging nach Nürnberg und erzählte seinem Mitbetrüger Müller vom anscheinenden Fang. Nach wenigen Tagen traten beide ihre hoffnungsvolle kleine Reise an, nachdem sich Letzterer zuvor in die Kleidung eines katholischen Geistlichen gesteckt, ein schwarzes Käpplein aufgesetzt und sich von Handbeck die Tonsur hatte scheren lassen. So kamen sie denn wieder auf dem Straßenhof an. Da der Wirt die verlangte Erde noch nicht beigeholt hatte, ging dieser in Begleitung des Handbecks nachts um 8 Uhr zum Platz und trug sie freudenvoll heim. Mit Sehnsucht erwartete man die Mitternachtsstunde, schaffte die Knechte und Mägde beizeiten zu Bett. Endlich, als sie die Hausuhr verkündete, nahm die Beschwörung ih-

ren Anfang. Handbeck, der Wirt und die Wirtin setzten sich hinter den Tisch, lasen einen Psalm und beteten. Müller aber trug die drei Hände voll Erde, nachdem er sie zuvor mit Mastix geräuchert und mit angeblichem Weihwasser besprengt hatte, in die Stubenkammer, kam danach wieder, las aus einem Büchlein teils Lateinisch, teils Deutsch allerhand her und versicherte die in Gedanken schon reichen Wirtsleute, dass durch das Gebet Manasse, durch die weisen Sprüche Salomonis, durch die Klagelieder Jeremiä, durch die Frömmigkeit des Daniels, durch die Keuschheit des ägyptischen Josephs der Geist gleich einem Lamm erscheinen, seinen Schatz mitbringen und überliefern und auf alles, was man ihn frage, Rede und Antwort geben müsse. Als hierauf an die Tür geklopft wurde, welches daher kam, weil Müller vorher schon in der Kammer bei der Tür einen Stein mit einer Schnur angebunden und an dieselbe ein Stück brennenden Schwamm befestigt hatte, wovon also die Schnur abbrennen und der Stein an die Tür fallen musste, sagte derselbe, dies sei der Geist.

Er ging nun in die Kammer zurück und fragte mit rauer Stimme, ob noch eine Seele bei der von ihm gesegneten Erde vorhanden wäre, die zu erlösen sei. Mit verstellter klarer Stimme antwortete er sich selbst: Ja!

Müller: Warum er (der Geist) sich denn da bei der Erde aufhalten müsse.

Geist: Weil er das zeitliche Gut den Menschen entzogen und es in die Erde gegraben habe.

Müller: Worin besteht denn das vergrabene Hab und Gut?

Geist: In geschlagenem Gold und Silber, das sich auf 30.000 Gulden beläuft, nebst anderen Kostbarkeiten und Ju-

welen, bei 18.000 Gulden am Wert.

Müller: Warum hast du den Schatz nicht gleich mitgebracht?

Geist: Weil du die Hälfte des Schatzes zurücklassen sollst, damit der böse Geist, der sich noch bei mir befindet und nicht zu lösen ist, dabei herumwandeln kann.

Müller: Das kann nicht sein, dass ich etwas zurücklasse.

Geist: So verlang ich wenigstens ein Versöhnungsoffer; und zwar sollst du von jedem Hundert Gulden einen nehmen, solches nach der Summe des Schatzes berechnen und in reinem Gold erlegen, dieses Geld alsdann in ein Papier versiegeln, auf die Erde legen und segnen, sonach aber dasselbe in ein Laib Brot stecken, dieses in einen Kasten legen und drei Tage unberührt liegen lassen. Nach diesem Zeitraum komm wieder. Dann will ich dir den ganzen Schatz überliefern. Das versiegelte Geld musst du aber unter die Armen austeilen.

Soweit die Beschwörung, welche noch vonseiten des Betrügers dadurch anschaulicher gemacht wurde, da derselbe das brennende Licht mit einem Topf bedecken ließ und sich unbemerkt die Hände mit Phosphoröl beschmierte, welche dann im Finstern einen leuchtenden Schein von sich warfen, den Müller für die Seele des Geistes ausgab, die sich hier schimmernd sehen lasse.

Nun sollte der Straßenhofwirt das vom Geist verlangte Versöhnopfer von 400 Gulden beischaffen. Um dem Wirt allen Argwohn zu nehmen, erbot sich Handbeck, die Hälfte dieser Summe selbst dazuzulegen, bei nun ermangelndem Geld aber Mittwoch nach Ostern wiederzukommen und die Sache zu vollenden. Dies geschah. Der betrogene Wirt brachte 200 Gulden an Gelder, welches Müller in Empfang

nahm, dasselbe nebst den von Handbeck dazugelegten 64 Gulden, dann ein Paket, worauf 8 Karolin geschrieben gewesen, statt deren aber sich in solchem nur runde Bleiplatten befanden, in ein Papier wickelte und versiegelte, solches dann in seinen Hut auf die darin gehabte Erde, woselbst auch schon ein mitgebrachtes falsches mit Bleiplatten gefülltes Paket versteckt gewesen war, legte, den Segen darüber sprach, es mit Weihwasser besprengte, danach aber einen Laib Brot oben aufschnitt, in solches das falsche Paket hineinsteckte, das Brot versiegelte und es dem Straßenhofwirt mit der Äußerung zustellte, dass er diesen Laib nunmehr in seinen Kammerbehälter legen und allda drei Tage lang unberührt lassen solle; was auch von diesem versprochen wurde. Während dieses Hokuspokus streute Müller die in seinem Hut gehabte Erde in der Stube umher, vergaß aber nicht, hierbei das darunter versteckt gehabte und in der Geschwindigkeit gegen Bleiplatten vertauschte Paket rechten Gelds heraus und zu sich nehmen. Beide Betrüger blieben noch bis 4 Uhr früh im Straßenhof sitzen und schärften dem Wirt wiederholt sehr ein, den Brotlaib ja vor Verfluss dreier Tage nicht zu berühren.

So gingen sie endlich unter der Äußerung ab, nunmehr nach Herrieden, einem Eichstädtischen Städtchen zu gehen, allda für den Geist zu beten und für seine Erlösung Messen lesen zu lassen.

Aus Neugierde oder vielleicht Ahndung eines Betruges brach der Wirt gleich nach dem Abgehen der Schelme sein Versprechen, öffnete den versiegelten Laib sowie das in solchem verwahrte Paket und überzeugte sich nur zu deutlich vom ihm gespielten Betrug. Wütend griff er nach seiner Flinte, eilte den Betrügern nach und holte sie unweit Ober-

dachstetten ein. Handbeck versuchte zu entinnen. Allein ein glücklicher Schuss in die Beine hemmte seine Schritte. Müller wurde durch einen Flintenschlag ebenfalls niedergeworfen. Nun bat Letzterer um Pardon, indessen sich Ersterer in das Gebüsch verkrochen hatte und dem Wirt 172 Gulden vom abbetrogenen Geld überlieferte. Die fehlenden 28 Gulden hatte Handbeck bereits zu sich geschoben. Der Wirt war froh, nur so viel wieder zu erhalten. Die beiden Betrüger fanden einander in einer Stunde wieder und nahmen ihren Weg nach Nürnberg.

Steckbriefe verfolgten sie, die Obrigkeit spähte nach ihnen, fand aber nur den Handbeck in der Vorstadt Gastenhof, woselbst er sich das zerschossene Bein wollte behandeln lassen, zog ihn ein und lieferte ihn nachbarschaftlich aus.

In seinem Verhaft gestand Handbeck nach vielem Leugnen ein, dass er auf gleiche Art in Gesellschaft der beiden Müller im Jahr 1787 den Eichstädtischen Wirt Körber zu Donbühl um 300 Gulden in Gold, dann im nämlichen Jahr einen unbekanntem Bauer auf einem Weiler bei Riederstetten um 13 Karolin, im Jahr 1782 den Schultheis Deffes in einem unterhalb Brunn vier Stunden von Straßburg gelegenen Dörfchen um 33½ Karolin, ferner unweit von Memmingen einen unbekanntem Zöllner, dessen Haus ganz allein am Wasser stehe, um 250 Gulden an Gold, ingleichen in einem, eine Stunde von Tübingen gelegenen Dorfe den dortigen Wirt um 200 Gulden, im Jahr 1784 einen Müller eine halbe Stunde von Schweinsdorf wohnhaft, um 100 Taler in Gold, ferner nach Ostern 1785 einen Bauer zum Heiligen Kreuz, unweit Forchheim um 300 Gulden in Gold, weiter nach Pfungsten 1786 einen Bauer im Schwarzwald

um 40 Louisdor, gleich darauf aber einen anderen Bauer unweit Freiburg um 40 Karolin betrogen habe.

17.

*Der getreue Hauspudel wird für einen Wechselbalgträger gehalten.*

Bei einer Wöchnerin klopfte in den ersten Nächten ihrer Niederkunft etwas an der Tür so stark, dass sie dadurch aus ihrem freilich leisen Schlaf geweckt und veranlasst wurde, die bei ihr wachende Wartfrau zu fragen, was das sei oder was geschehen wäre. Da indessen dieses Klopfen wiederholt wurde, die furchtsame Wartfrau aber alles Bittens, Zuredens, Versicherung und Erklärung, dass es gewiss natürlich zugehe, ungeachtet, durchaus nicht an die Tür wollte, vielmehr der ohnehin in ihrem Zustand reizbar empfindlichen Frau, statt ihren Befehl zu erfüllen, ihr noch alberne Vorwürfe und Erklärung machen wollte, dass ein vermisses Etwas von männlicher Kleidung oder vergessene Kreuzform, diesem mit unverwendeten Augen gefürchteten gespenstigen Zuspruch, Kobold oder Wechselbalgträger und Kinderräuber Mut eingegeben habe, seine Tücke an ihnen beiden armen Sündern auch Kind zu üben. So fasste die vorurteilsfreie mutige Frau den Entschluss, ihrer Entkräftung und Umstände ungeachtet, aus dem Bett zu springen, die Tür schnell aufzureißen und mit dem vom Tisch genommenen Licht hinauszuleuchten. Und siehe da, ihr zottliger Pudel, ein guter Haushund, hatte eben in der zwölften oder Gespensterstunde die ihn beunruhigenden Flöhe aus seinen langen Haaren zu jagen, sich mit der Hin-



terpfote gekratzt und dadurch, weil er eben mit dem hinteren Teil seines Körpers der Tür zugewandt, das Klopfen hören lassen, welches wie alle Bewegung in der Nacht, bei gewöhnlicher Ruhe auch von außen her, und aufmerksameren gesammelten Sinnen ohnehin stärker ertönte.

### 18.

*Schlage du nur einen Hufnagel von einem schwarzen Hengst in einen Baum.*

In Lodersleben war im Jahr 1788 ein Knabe nach der vor einigen Jahren an ihm versuchten und nicht gelungenen Einimpfung der Kinderblattern sehr elend geworden. Die bisher gebrauchten Arzneimittel waren von keiner besonderen Wirkung gewesen. Daher entschlossen sich die Eltern desselben endlich, die Sympathie zu versuchen. Ein Dorfhirt nimmt den Patienten nach Sonnenuntergang mit in ein Holz und schlägt einen Hufnagel von einem schwarzen Hengst (bei Weibspersonen muss er von einer Stute sein) in einen Bam, nachdem er mit dem Nagel Blut oder Eiter in einer Wunde oder einem Geschwür des Kranken gesucht hat. Die war die ganze Kur, wobei noch verschiedene Grimassen gemacht wurden.

## 19.

*Frage: Was verlangst du? Antwort: Gesundheit. Frage: Von wem? Antwort: Von Gott. Gut! Ich gebe die die Gesundheit, gib du mir deine Krankheit, welche ich in fremde Länder schicke.*

Im April 1789 hielt sich in Querfurt ein sogenannter Wunderdoktor einige Wochen auf. Er bekam außerordentlichen Zulauf, besonders deswegen, weil ein gewisser angesehener Mann durch sein scheinheiliges frömmelndes Wesen eingenommen wurde. Dieser Mann scheint in der Einbildung kränker gewesen zu sein, als er wirklich war. So konnte er sich leicht auch einbilden, die Zauberkraft des Doktors habe ihm geholfen, und gab dem Doktor das rühmlichste Attestat. Dieser Wundermann sagte von sich selbst, er habe als Kaufmann Bankrott ohne seine Schuld gemacht, sei hierauf Soldat geworden und habe dann von Gott Befehl und Kraft bekommen, alle Kranke, die nicht durch göttliche Strafe krank wären, gesund zu machen. Über den guten Erfolg dieser Kraft zeigte er eine Menge Attestate vor und überredete jenen guten Mann, dass er in viele Städte berufen worden wäre, dass er aber auf göttliche Veranlassung hätte über Querfurt reisen müssen, um ihm zu seiner Gesundheit zu verhelfen. Zur Wirksamkeit seiner Kur gehörte mit, dass er seine Patienten duzte. Sein übriges Verfahren war dabei verschieden. Zum Beispiel fragte er die Patienten: »Was verlangst du?«

Antwort: »Gesundheit!«

»Von wem?«

Antwort: »Von Gott!«

»Gut! Ich gebe dir die Gesundheit, gib du mir deine Krankheit, welche ich in fremde Länder schicke. Wobei er

noch eine Menge biblischer Sprüche gebrauchte. Oder er beschrieb Zettelchen mit dem hebräischen Jehova, beschnitt die Nägel an Händen und Füßen, immer einen Finger und dann eine Zehe, schnitt Haare vom Wirbel ab, drückte Läppchen auf die leidenden Teile, band Kräuter auf die Fußsohlen, verordnete Süßholz in Wasser zu trinken, Borsdorfer Äpfel mit Zuckerkandis zu essen, ließ sich ungerade Geld vorausgeben, zum Beispiel 61 Zweigroschenstücke. Diejenigen aber, welche nicht vorausbezahlten, sondern nach glücklich vollendeter Kur so viel Taler geben wollten, waren Ungläubige, bei welchen er nicht wirken konnte. Einem Kaufmann, der ihn brauchte, erlaubte er, seine bisherigen zwei Ärzte fortzuschicken, weil dies seine Kur nicht unwirksam mache. Bei einer armen Frau, die ihm nichts im Voraus hatte geben können, soll er sogar gesagt haben: »Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen!«

Nach der Versicherung seines Wirts soll er nachts wie unsinnig in der Stube herumgelaufen sein. Die Wiederherstellung seiner Patienten verschob er immer auf drei, sieben oder neun Wochen. es kamen Leute vom Lande herein, um von ihm geheilt zu werden, und man holte ihn darum auch aufs Land.

An anderen Orten maß er unter anderen Gaukeleien seine Patienten auch mit einem roten Band. Dass er viel Geld entnehmen musste, konnte man unter anderen auch daran abnehmen, dass er mit Extrapost fuhr. Mehrmals, wenn er auf Befehl der Obrigkeit eine Gegend räumen musste, legten die, welche von ihm sich wollten heilen lassen, Fürbitten bei der Obrigkeit ein. Einem 36-jährigen Bauerknecht erteilte er einst ein Gutachten, welches aber durch verkehrte Anwendung dieses Menschen sehr übel ausschlug. Er riet ihm

nämlich in ein warmes Bad, etwa das Karlsbad zu gehen. Der Knecht hatte keinen Begriff von der Beschaffenheit warmer Bäder und meinte, es käme bloß darauf an, seinen Körper in einen außerordentlichen Schweiß zu bringen. Dazu wählte er folgendes Mittel. In einem nahe bei seines Vaters Haus befindlichen Backofen, der zwei Tage nacheinander geheizt worden war, schob er, als das Brot kaum heraus war, ein Brett, versetzte das Einheizloch über die Hälfte, um die Hitze beisammenzuhalten, und kroch hinein, so lang er war. Er wurde aber vom heißen Dunst gleich so sehr betäubt, dass er das Brett verfehlte und mit dem Bauch auf die glühenden Steine der unteren Füllung des Backofens zu liegen kam und sich jämmerlich verbrannte. Der Schmerz riss ihn aus der Betäubung, sodass er zu schreien und zu wehklagen anfang und die seinen, die von dieser Schwitzkur nichts wussten, hinzusprangen und ihn halb gebraten herauszogen. Das Gesicht, die Hände, die Brust und Arme waren erbärmlich zugerichtet; am schlimmsten aber die eine Kniescheibe, welche, der dienlichsten angewandten Mittel ungeachtet, lange nicht heilen wollte. Die große Zehe an dem einen Fuß war ganz weggebrannt.

## 20.

*Posaunenton eines hochberühmten Okulisten,  
Operateurs, Leib- und Wundarztes*

In Hessen zog 1789 ein Operateur umher, der sich selbst einen hochberühmten Okulisten, Operateur, Leib- und Wundarzt nannte, der in verschiedenen Königreichen und be-

rühmten Hauptstädten (jetzt war er mit Dörfern zufrieden) viele hundert Menschen kuriert hatte und jederzeit glücklich gewesen war. Er rühmte von sich, dass er die meisten Blindheiten in einer Viertelstunde kuriert habe. Wörtlich hieß es in seinem Zettel so: »Er heilt auch alle offenen Schäden oder Salzflüsse an Armen und Beinen, Hasenscharten oder um sich fressenden Krebs, Gewächse, Kolik, güldene Ader, Reißen in den Gliedern, Rückenschmerzen, welche erschreckliche Steinschmerzen in der Blase, auch Sand und Gries haben, und das Wasser nicht halten können, hat er ein Arcanum in 24 Stunden Hilfe zu schaffen, meistens ohne Einnehmen, bloß äußerlich usw.

In der erbaulichen Vorrede zu seinen Prahlereien sagte er aber selbst: »Ein unerfahrener Arzt ist ein heimlicher Totschläger. Darum nehme jeder die Warnung in Acht. So er Arznei brauchen will und muss, so gehe er zu einem gelehrten und erfahrenen Arzt, der seine Kunst aus dem Fundament gelernt hat! Den Stand eines reisenden Arztes hat Christus so sehr geliebt, dass er uns denselben gebahnt und zu reisen befohlen, indem er selbst ein Arzt des Leibes und der Seele gewesen, da er Matthäus 6 des Hauptmanns Knecht, den Aussätzigen heilte usw.«

## 21.

*Mutig wird der Überrock durchstochen.*

Im Herbst 1789 besuchte ich einen Freund auf dem Land zu A., bei welchem ich einige Wochen zuzubringen gedachte. Die Behausung meines Wirts war zu eng; er wies mir also ein ihm gehöriges von seinem Haus ungefähr 3000 Schritte

entlegenes Gartenhaus zur Wohnung an. Den Tag brachte ich bei der Familie des Freundes zu, und abends begab ich mich in meine Einsiedelei, die in einem kleinen Tale lag, ringsum von hundertjährigen Eichen umgeben, unter deren Schatten einige Denkmale für verstorbene meines Freundes errichtet waren und unter deren Wurzeln ein Feldbach stürmisch rauschte. Eines Abends ging ich wie gewöhnlich um 10 Uhr nach Hause. Da ich noch keinen Schlaf spürte, setzte ich mich, um zu lesen. Es schlug 11, endlich 12 Uhr, und ich saß noch munter bei meinem Buch. Plötzlich wurde ich durch ein leises Klopfen gestört, dem ein banges Stöhnen folgte. Ich stutzte. Bloße Täuschung, dachte ich, und wollte eben suchen, wo ich beim Lesen stehen geblieben war. Aber das Klopfen wurde stärker und das ängstliche Wimmern vernehmlicher. Ich sah schnell aus dem Fenster, ob jemand an der Tür sei, aber ich erblickte keinen Menschen.

Der Nordwind heulte fürchterlich durch die dick belaubten sausenden Eichen, ein kalter Regen rauschte in das finstere Tal. Der hoch angeschwollene Bach wand sich mit plätschernden Wogen durch sein enges Bett.

Ich schwieg und schloss das Fenster. Das Klopfen ließ sich öfter hören, das Winseln erkannte ich weder für Katzensgeheul noch Eulengeschrei, sondern mit zuverlässiger Gewissheit für das Ächzen eines sterbenden Menschen. Zugleich wurde ich auch gewahr, dass das, was ich hörte, nicht außen, sondern im Haus war. Wiewohl mir dies unbegreiflich vorkam, weil ich das Haus geschlossen vorgefunden hatte. Nun war es höchste Zeit, die Sache zu untersuchen. In der einen Hand mein Licht, in der anderen den Degen, öffnete ich, ich gestehe es, mit einer Art von zagendem Zit-

tern meine Stubentür und fragte: »Wer da?«

Alles war still, alles tot: keine Antwort, kein Pochen, kein Gewinsel mehr.

Das Ding hat weniger Herz als du, dachte ich und stieß ein tapferes »Wer da?« heraus. Aber kein Laut, keine Antwort auf meine Frage. Nun verschloss ich meine Tür und durchsuchte jeden Winkel meines Hauses. Auf einmal wurde das Pochen lauter, und das Gewinsel kam ganz nahe. Mehr wild als beherzt ging ich auf die Ecke zu, woher das Ding mich zu foppen schien, aber mitten in meinem Heldenschritt wurde ich aufgehalten. Etwas packte meinen Rockzipfel von hinten, dass ich nicht wanken noch weichen konnte. Mit einer ungestümen Heftigkeit zückte ich meinen Degen und fühlte, dass er einen körperlichen Gegenstand hinter mir durchbohrte. Da erwachten plötzlich alle menschlichen Gefühle wieder in mir. Der Gedanke, Blut vergossen oder wohl gar gemordet zu haben, fiel zentnerschwer auf mein Herz. Halb schüchtern drehte ich mich, um das verwundete oder gemordete Etwas zu sehen, aber so wie ich mich umdrehte, ging auch der Degen, den ich noch nicht wieder zurückgezogen hatte, hinter nur mit mir herum. Endlich entdeckte ich, dass ich in meinen eigenen Überrock gestochen hatte. Ich stand wie bezaubert da und wurde ans meinem Staunen durch ein abermaliges Klopfen gerissen, welches ich mir auch mit leichter Mühe erklärte.

Eine kleine Ofentür, die der Wind auf- und zutrieb, stieß, je nachdem der Wind stark und schwach war, leise oder stark an ihren Falzhaken und verursachte das Pochen. Da sie nicht eingeschmiert war, knarrte sie, und bewirkte das mir so fürchterliche Winseln.

Die Mordgeschichte meines Oberrocks entwickelte sich

mir auch leicht. Denn als ich vor die Tür vorbeiging, schlug durch Zufall ein Zipfel davon zwischen dieselbe, der Wind zog sie fest an und klemmte mich ein. Ob ich nun gleich alles vollkommen einsah, so gehörte doch der Zeitraum einer Stunde dazu, ehe sich mein Blut, das in den Adern zu kochen schien, gänzlich beruhigte. Sobald aber dies in seine Schranken zurückgewiesen war, fühlte ich mich so entkräftet, dass ein starker Schlaf nötig war, um mir neue Stärke zu geben. Dass diese Spukgeschichte nicht schlimmer für mich ausfiel, verdanke ich meinen Eltern und meinem Jugendlehrer, die mir früh die Weisheitsregeln einflößten, vor dem Glauben erst zu untersuchen und es zum unerschütterlichen Grundsatz zu behalten, dass in Gottes Welt alles natürlich zugehe.

## 22.

*Einige Unteroffiziere zitieren die Gespenster  
aus dem Brunnen herauf.*

Gegen Weihnachten 1791 starb in Halle der Böttchermeister Hildebrant ein stiller und arbeitsamer Bürger und guter Vater von sieben ihm ähnlichen Kindern. Die beiden Jüngsten, ein Sohn von dreizehn und eine Tochter von siebzehn Jahren, welche diesen Verlust aufs Schmerzlichste fühlten, blieben bis auf ein paar Mietsleute nur allein in ihrem väterlichen Haus. Nach einiger Zeit erhoben sich in der Nacht ein fürchterliches Poltern auf dem Boden und Werfen und Stoßen an den Türen. Nahe Blutsfreunde beteuerten, dies sei der Vater, er habe keine Ruhe usw.

Bald danach sprach ein Nachbar zum anderen: »Meister



Hildebrant geht spuken!«

Dieses grundlose Gerede betrübte die gebeugten Kinder noch mehr, nicht weil sie daran glaubten, denn dazu hatten sie viel zu gesunde Begriffe von ihrem Vater und ihren Lehrern, sondern dies Gerede kränkte sie, weil sie ihren rechtschaffenen Vater kindlich geliebt hatten und ihm so etwas nachsagen hören mussten.

Doch die beherzte Wirtsfrau machte dem Spuk ein Ende. Sie passte dem Poltergeist auf, sprang, so wie sie Lärm hörte, mit dem Licht vor die Haustür und rief die Nachbarn herbei. Aber sogleich war der Geist verschwunden und alles Durchsuchen vergebens.

Endlich schaute noch jemand in den Hofbrunnen, und entdeckte zwei Soldaten darin. Einige Unteroffiziere zitierten die Geister bald herauf. Der schlimmste wurde zwei, der andere einen Tag Spießruten gejagt. Der Rädelsführer war der Schwager des Verstorbenen, welcher mit seinen Gehilfen die Kammer der Waisen ausgeleert hatte.

### 23.

*Jeder Gewinner schafft sich ein neues Kleid  
und ein Paar große Steifstiefel.*

Im Oktober des Jahres 1788 kam ein schlecht gekleideter Mann mit seiner Frau nach N. im Nassauischen, mietete sich in einem Bauernhaus ein und gab vor, er hätte von der Herrschaft die Erlaubnis, sich niederzulassen und sein Geld zu verzehren, in welchem Ort er wolle. Seine Heimat gab er nie recht an, sondern sagte nur, dass er wegen verübter Wilddieberei habe flüchten müssen. Er gab sich nun

für einen Kollektor zum Wiesbadener Lotto aus. Die Bauern, die zum Teil schon lange ihr sauer erworbenes Geld in dieses Lotto getragen hatten, brachten also ihr Geld diesem Mann und erhielten auch dafür ihre gewöhnlichen gedruckten Zettel, die dieser Betrüger, ich weiß nicht, woher haben mochte. Zugleich gab er vor, am Lauf der Gestirne und überhaupt an der Gestalt des Himmels diejenigen Nummern zu erraten, die jedes Mal aus dem Glücksrad gezogen würden. Aus diesen erratenen Nummern machte er dann kein Geheimnis, sondern sagte sie einem jeden, der sie wissen wollte. Und die einfältigen Leute setzten desto stärker auf die Nummern, denn die Gestirne, glaubten sie, könnten ja nicht trügen. Bei einem so klugen Mann müsse es sich auf jeden Fall mit Glück spielen lassen. Dass er ein Schelm sei, fiel wohl keinem ein. So hielt er die armen Bauern mit leeren Vertröstungen hin bis zum Dezember.

In vollem Atem kam er eines Tages gelaufen und machte ihnen weiß, sie hätten, ich weiß nicht, wie viel tausend Gulden gewonnen. In der Betäubung, worin die armen Leute durch die Nachricht gerieten, dachten sie gar nicht an die Möglichkeit eines Betruges. Die erste Wirkung davon war, dass der eine Bauer, ein lediger Bursche, seinen neuen Sonntagsanzug, den er sich erst angeschafft hatte, dem Glücksmann zur Belohnung schenkte. Sogleich wurde beschlossen, dass jeder der Gewinner sich ein neues Kleid und ein paar große Steifstiefel anschaffen sollte. Das Tuch zu den Kleidern musste ein Händler von Frankfurt holen, und die Stiefel wurden angemessen. Sämtliche Gewinner fuhren in einer Mietchaise in die benachbarte Stadt W. Hier lebten sie einmal, ihrer Meinung nach, wie große Herren, d. h. sie leerten so viel Weinbouteillen aus, bis beinahe keiner

den anderen mehr kannte. Auf dem Rückweg wurde so viel Burgunder mitgenommen, wie die Chaise tragen konnte. Diese Zeche bezahlte der Schultheiß des Ortes einstweilen aus seinem Beutel. Einige Tage danach fuhren sie sämtlich nochmals nach W., um sich die gewonnene Summe auszahlen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit bekam der Betrüger noch über hundert Taler an Einsatz für die künftige Ziehung von Bauern, die meistens dieses Geld erst entleihen mussten. Sie kamen in W. an, fingen wieder an, tapfer zu zechen. Im halben Rausch sagte der feine Spitzbube, er habe die Einsatzscheine, welche er immer in Verwahrung hatte und ohne diese das Geld nicht ausbezahlt wird, mitzunehmen vergessen, müsste also augenblicklich zurückfahren und dieselben holen. Es waren nur zwei kleine Stunden Weges. Er fuhr also zurück und ermahnte die Bauern, einstweilen tapfer zu zechen. Er kam zu N. an und setzte seine Frau in die Chaise. Beim Einsteigen brachte noch ein armer Bauer 50 Gulden, die er zum Einsatz in das Lotto geliehen hatte.

Der saubere Vogel nahm sie. Nun ging es rasch nicht wieder nach W., sondern über einen Umweg nach Kastel bei Mainz. Hier verlor er sich mit seiner Frau, ohne dass es der Wirt oder Postillon merkte. Da der Letzte endlich sah, dass er betrogen worden war, fuhr er leer nach W. Die im Wirtshaus zechenden Bauern sahen alle Augenblicke zum Fenster hinaus, ob der Glücksmann noch nicht zurückkäme. Sie fragten endlich auf der Post nach dem Fuhrwerk. Hier erfuhren sie die ganze Sache und wie listig sie hintergangen worden waren. Stumm und bestürzt standen sie da, sahen sich einander an und wussten nicht, wie ihnen geschah. Sie mussten die beträchtliche Zeche samt der Chaise nicht

von ihrem Gewinn, sondern aus ihrem Beutel bezahlen und zu Fuß nach Hause zurückkehren. Nach ungefähigem Überschlag hatte jener Betrüger 600 Gulden aus N. geschleppt; eine Summe, die in Ansehung der Dürftigkeit der Einwohner sehr beträchtlich war, zumal da dieser Verlust nur eine kleine Anzahl Bauern betraf.

## 24.

*Bald wird man die Hexe vor der Schleifmühle tanzen sehen.*

In einem Ort, wo Messer, Schlösser und andere dergleichen Waren angefertigt werden, ereignete sich ein Zufall, der ein neues Schauspiel versprach. Bekanntlich sind an solchen Fabrikorten Schleifmühlen, auf welchen Messer und Gabeln geschliffen werden. Die Schleifsteine dieser Mühlen werden von einem Kammrad, das mit dem Wasserrad wie in Mahlmühlen an ein und derselben Welle befestigt ist, angetrieben. Über diesen Schleifsteinen ist ein Sessel befestigt, auf welchem der Schleifer sitzt und sich mit der Klinge oder Gabel in der Hand abwärts auf den Stein lehnt, wodurch seine Stärke zum Aufdrücken vermehrt und das darauf gehaltene Eisen umso schneller und leichter abgeschliffen wird. Der Stein muss aber immer ruhig in seinem Kreis herumlaufen und sich weder hin noch her in die Höhe bewegen, sodass der Schleifer in einer ganz ruhigen Lage bleiben kann. In jener Schleifmühle trug es sich aber zu, dass der Stein, wenn das Gewerk angelassen war, sehr unruhig und ungleich herumlief, dass der Schleifer nicht ohne Lebensgefahr darüber sitzen und arbeiten konnte. Die Sache wurde untersucht, bald dieses daran gebessert, bald jenes pro-

biert; alles wollte nichts helfen. Man ging auch zu einem Mann mit Namen S. aus M. im Eisenach'schen, dessen Geschicklichkeit in Hexenprozessen rühmlichst bei allen Toren bekannt ist. Da er nebst seinem Sohn ein Zimmermann ist, so war es leicht, den Verdacht, als ob man zu ihm als einem Hexendoktor seine Zuflucht nähme, zu entfernen. Allein gewiss ist es, dass er nicht durch seine Geschicklichkeit als Handwerker, sondern durch Zettelchen, deren kräftige Wirkungen in daselbigen Gegenden bekannt sind, und die er unter das Rad und die Welle steckte, zu helfen versuchte. Jedoch blieb es beim Alten und der Versuch war fruchtlos.

Das Gerücht von S.' Operation an der Schleifmühle hatte sich bald genug verbreitet. Die Einbildungskraft aller Leichtgläubigen war voll vom wunderbaren Auftritt und der schrecklichen Strafe, womit dieser weise Mann die Urheber der gegenwärtigen Zauberei belegen würde. Der Tag kam, und Alt und Jung, Groß und Klein eilte, der schlimmen Witterung ungeachtet, zur Schleifmühle, um die Hexe am hellen Tag tanzen zu sehen. Aber beschämt mussten sie freilich ihren Rückzug nehmen. Unter dem Pöbel fanden sich Leute mit ein, denen man bisher mehr gesunden Menschenverstand zutraute, als man nun gewahr wurde. Es fand sich nämlich die wahre Ursache des unruhigen und unegalen Laufs des Schleifsteins: Die eine eiserne Welle, an die man gar nicht gedacht hatte, weil sie kurz zuvor neu gemacht worden war, hatte sich geworfen. Da also diese nicht in gleicher Richtung lief, sondern den Stein in die Höhe hob, konnte der Schleifer nicht eher gehörig arbeiten, als bis diese wieder in guten Stand gesetzt war.

## 25.

### *Die Kluge kommt.*

In einem ansehnlichen nicht weit von Crossen in der Neu-mark belegenen Dorf begab es sich 1789, dass die Kühe des dortigen Predigers seit geraumer Zeit entweder wegen schlechten Futters oder anderer Ursachen, schlechte blaue Milch gaben. Je blauer die Milch wurde, desto mehr verringerte sich auch überhaupt ihr Zufluss in den Eutern der Kühe. Die Frau Pastorin war hierüber nicht wenig verlegen und hielt mit ihrem Ehemann, dessen Glaube an den Einfluss des Satans in die göttliche Regierung der Welt ihr bekannt sein musste, im Beisein ihrer alten Magd, die dergleichen Abenteuer beim Vieh schon mehrmals erlebt hatte, hohen Rat. Nach langen Beratschlagungen fiel man einmütig dem Gutachten der Viehmagd bei, die den Zufall für eine förmliche Behexung erklärte und dahin entschied, dass man zur Klugen (so nannte man hier vorzugsweise die Weiber, die sich mit Zeichendeuten und Entzauberungen abgeben) schicken müsse. Die Kluge kam und verordnete folgendes Hexenrezept.

Es wurde der Stall mit häufiger Schlagung dreier Kreuze durchräuchert, beschworen und mit Kamillesäckchen ausgestattet. Hierauf wurden Kräuter, die man am Johannistag von drei Kreuzwegen zusammengeholt hatte, mit Haaren von den Kühen untermischt, in einem Kessel langsam abgekocht. Dies sollte den Zauberbann bewirken, das heißt, die Hexe, die nun während des Kochens unausstehliche Pein und Marter empfinden müsse, nötigen, zu erscheinen und um Gnade zu bitten. Hierbei vergaß man nicht, den Hof wohl zu verwahren und alle Türen sorgsam zu verrie-

geln, damit nicht etwa die Hexe ihrer Strafe und Entdeckung dadurch entgehe, wenn sie sich heimlich einschleiche und etwas aus der Wohnung vom Besitzer mit sich nähme. Übrigens lauerte man von innen sorgfältig, ob sich nun jemand zeigen würde. Unglücklicherweise hatte eine Nachbarin des Predigers ein totkrankes Kind und kam nun eben in ihrer Not zu ihrem Seelsorger gelaufen, um sich etwas Weinessig zu erbitten. Allein dieser fuhr grimmig mit dem Kopf zum Fenster hinaus und ließ sie, da er gewiss überzeugt war, sie sei die Hexe, die sich nur dieses Vorwandes bediene, ihres wehmütigen Flehens und Bittens unerachtet, unbarmherzig vor der Haustür stehen, bis sie mit tränenden Augen zu ihrem hilflosen Kind zurückeilte. Da diese Sache nicht verschwiegen blieb, so soll kurz darauf auch die Frau des Krügers oder Schenkwrirts im Dorf diesen Versuch bei ähnlicher Veranlassung nachgeahmt und gleichfalls auf eine unschuldige Person einen tödlichen Hass geworfen haben.

## 26.

### *Zwei Geschichten von einem Schlag*

Ein verabschiedeter Soldat, M. Matthiesen, wurde dem leichtgläubigen Züchnermeister T. als ein großer Schatzgräber empfohlen. Diesem war mit der Bekanntschaft gar sehr gedient, weil ihn eben eine auf dem Land wohnende Freundin, welche einen Schatz in ihrem Garten vermutete, ersucht hatte, ihr einen solchen Mann zu schaffen. Sie gingen zusammen dahin. Es wurde aber kein Schatz gegraben, weil M. verschiedene Hindernisse vorschützte. Eben da-

durch aber gab er dem Meister T. eine schlechte Meinung von seiner Geschicklichkeit.

»Gebt Euch zufrieden«, sagte M. zu T. auf dem Rückweg. Ich weiß einen anderen Schatz, der auf dem Kirchhof zu Neuendorf liegt, wo wir durchpassieren müssen. Ich werde die Stelle besehen, wenn wir hinkommen.

M. glaubte die angegebenen Kennzeichen des Schatzes wahr befunden zu haben, hatte aber viele Mühe, den Meister T. zu überreden, die nötigen Unkosten zum Graben vorzuschießen, weil dieser ihm nicht mehr traute. Doch tat er es nach einigen Tagen, ging aber nicht selbst mit, sondern ließ seine Frau und Lehrjungen mitgehen, welche Spaten und andere Notwendigkeiten tragen mussten. M. versah sich mit einem Degen, um im Notfall die Geister damit zu vertreiben, ließ die Frau allein zurückkehren, aus Besorgnis, die Gespenster möchten ihr den Hals umdrehen, und kehrte mit dem Lehrjungen in die Schenke ein, wo er die Mitternacht als die eigentliche Zeit seines Geschäfts erwarten wollte. Doch sollte vorher der Beamte im Ort davon benachrichtiget werden. Mittlerweile war auf der Landstraße ein beträchtlicher Diebstahl begangen worden, an welchem zwar M. unschuldig war. Weil er aber verdächtig aussah, einen Degen bei sich führte und sein Vorgeben, einen Schatz graben zu wollen, den Verdacht noch vermehrte, so wurde er eingezogen, gefänglich nach Königsberg zurückgebracht und dem Stadtgericht übergeben. Er legitimierte sich zwar bald wegen des Diebstahls, doch wurde über seine Schatzgräberei eine Untersuchung für nötig gefunden. T. erschien dabei als ein ehrlicher Schwärmer, M. als ein Windbeutel und Betrüger, der aber vielleicht selbst betrogen, in der Erziehung verwahrlost, und von Jugend auf mit



abenteuerlichen Ideen genährt worden war.

Zwei Stunden von Amberg liegt die Hofmarch Theuern, von der man sonst wenig Merkwürdiges wusste, als dass ein 24 Zentner schwerer Schatz auf einem Feld derselben begraben liege. Nachdem schon mehrere öfters darüber beratschlagt hatten, diesen Schatz zu heben und nur über die Mittel dazu nicht einig wurden, so beredeten sich ungefähr dreißig Personen männlich und weiblichen Geschlechts in der Stadt Amberg, diesen Schatz sich durch Geister an einen bestimmten Ort bringen zu lassen. Sie ließen sich zu dieser Operation einen Sachverständigen Exjesuiten aus Eger kommen und versuchten ihre Verschwörungen und Bannsprüche mehrere Tage nacheinander in einem ansehnlichen Haus, bedienten sich vieler geweihten Sachen und stellten mehrere Fässer in das Zimmer, um den Schatz darin aufzufangen, bis endlich einmal um Mitternacht statt der zitierten Geister, die Polizeiwache hereintrat und die meisten anwesenden Geisterbanner zur Hauptwache führte - weg war der Schatz! Die kurfürstliche Regierung erkannte das Lächerliche dieser Handlung. Sie wollte aber doch die Sache nicht ungestraft hingehen lassen und verurteilte einige Teilnehmer auf etliche Tage ins Zuchthaus. Es waren unter diesen Personen außer einem Stiefelwichser, einem Gürtler, einem Soldatenweib, einem Amtsknecht etc. auch ein Advokat, eine obrigkeitliche Person, und ein Pfarrer. So verführerisch ist der Glanz des leidigen Goldes.

## 27.

### *Treffliche Wirkung des kalten Wassers*

Eine Weibsperson, 41 Jahre alt, die Ehefrau eines Schusters in einem Dorf unweit Linz namens Anna Maria war seit 18 Jahren im österreichischen Land als vom Teufel leibhaftig besessen beschrieben worden. Es hieß, in den ersten drei Jahren habe der Teufel sie nur dann und wann gequält, in den folgenden fünfzehn Jahren aber habe sie weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt. Niemand zweifelte demnach an der Wahrheit einer wirklichen Besetzung derselben, indem die gelehrtesten und frömmsten Geistlichen solches aufs Feierlichste beteuerten. Im Frühling des Jahres 1772 fand endlich der Ehemann dieser Frau einen Weg, der Kaiserin Maria Theresa eine Bittschrift in die Hände zu bringen, worin er diese um Mitleiden gegen sich als einen Mann anflehte, der wegen Armut und seiner vom Teufel besessenen Frau mit dem äußersten Elend kämpfen müsse. Die Kaiserin, um hinter die Sache zu kommen, befahl, dieses Frau von Linz nach Wien zu bringen, um im Krankenhaus untersucht zu werden, über welches der Hofrat und Leibarzt D. Anton von Haen die Aufsicht hatte. Ich beschäftigte mich von der Zeit an, so erzählt dieser Arzt hiervon, täglich drei bis vier Stunden mit ihr. Was ich also von ihr melde, das berichte ich als Augenzeuge. Was in meiner Abwesenheit mit ihr vorgegangen war, gründet sich auf die glaubwürdigen Berichte des Tagebuchs unseres Lazarets. Sobald die Frau in das Lazarett gebracht worden war, stieß sie gräuliche Verwünschungen und Flüche gegen den Heiland, gegen die Kaiserin und gegen diejenigen Leute aus, welche sie nach Wien geführt hatten. Wie man sie ins Bett

brachte, fing sie an, sich schrecklich zu wälzen und zu krümmen, auch die Augen auf alle Seiten zu drehen, sodass man gemeiniglich nichts weiter als das Weiße im Auge in einer beständigen Bewegung und Zuckung wahrnehmen konnte. Alle Muskeln des Gesichts wurden auf mancherlei Weise verzerrt. Den Hals wusste sie so stark und schnell auf die Schultern und auf den Rücken zu drehen, dass ich dergleichen jemals gesehen zu haben mich nicht erinnere. Während der Zeit schrie und brüllte sie entsetzlich und sang entweder deutsche oder grobbäuerliche Lieder, wobei es schien, als ob sie sich mit Fleiß bestrebte, eine fremde oder ausländische Sprache nachzuahmen. Hierauf fing sie an, den Leib in einem halben Zirkel herumzubewegen, mit dem Kopf und den Füßen ans Bett gestemmt und den Bauch in die Höhe gehoben. Bald dehnte sie sich wieder längelang aus und warf den ganzen Körper einen oder einen halben Fuß in die Höhe. Das zwar sowohl geschwind als auch oft, wohl 20 bis 30 und mehrere Mal hintereinander fort. Hatte sie einen Augenblick geruht, so trieb sie dasselbe Spiel aufs Neue. Dann fluchte sie wieder auf Gott, auf die Kaiserin, auf ihren Ehemann. Das währte so über eine gute Stunde, Unterdessen warf sie den Rosenkranz und das Kruzifix, welches beides sie in der Hand hatte, dreimal mit höchstem Unwillen und Ungestüm zur Erde. Nachdem man ihr aber mehrere Male die Stücke hinreichte, küsste sie dieselben und bat auch Gott um Vergebung. Gleich danach aber lästerte sie Gott wieder, doch versicherte sie zugleich, vorher habe sie selbst, nachher aber der Teufel in und aus ihr geredet. Diese und mehrere dergleichen oder auch andere und etwas veränderte Gaukeleien machte sie nun öfters, nach welchen heftigen Bewegungen doch allezeit der

Puls und das Atemholen ganz natürlich blieb. Wenn sie eine Weile still lag, so hätte man sie für eine am Verstand und Körper vollkommen gesunde Person ansehen sollen. Sie erzählte in solcher Zwischenzeit ihren ganzen Lebenslauf, der nun freilich wohl nicht eben der rühmlichste war. Sie bezeugte auch, wie so oft und vielmals sie Gott angerufen habe, sie doch von einem so schrecklichen und grausamen Feind zu befreien. Mitten unter solchen Erzählungen aber wiederholte sie plötzlich ihre Zuckungen und Verwünschungen aufs Neue. Sie aß mittags und abends mit gutem Appetit, obwohl sie gleich zuweilen sagte, dass sie durch den Teufel am Niederschlucken der Speisen gehindert würde. Man gab ihr einen einzigen Gran Opium ein. Davon schlief sie so sanft und natürlich, das man sie auch schnarchen hörte. Nach dem Erwachen betete sie ihren Rosenkranz und andere Gebete mit gebogenen Knien. Kaum aber war dies vorbei, so versetzte sie sich wieder in ihren Paroxysmus, lästerte Gott und bat ihm den Augenblick darauf die Lästerungen wieder ab. Endlich vertraute sie ihren Wächtern und den Anwesenden ganz treuherzig. Der Teufel habe ihr nach seiner gewöhnlichen Vertraulichkeit unter anderen Geheimnissen auch dies offenbart, dass er den Professor des Lazarets umbringen wollte. Inzwischen kam ich dazu und hörte, was vorgefallen war. Ich sah die wiederholten Zuckungen mit an. Weil ich nun von der Verstellung und dem Betrug hinlänglich überzeugt zu sein glaubte, so ließ ich folgenden Versuch mit ihr anstellen. Durch verschiedene heimlich dazu bestellte Leute wurde ihr nämlich, so oft ich es nötig fand, ein großes Geschirr voll kalten Wassers plötzlich und unvermutet ins Gesicht und über den ganzen Leib geschüttet. Solchergestalt verjagte ich den

Teufel auf einmal. Diese Frau, welche vorgegeben und bezeugt hatte, dass sie innerhalb von fünfzehn Jahren keinen einzigen Tag und keine einzige Nacht von den Anfällen des Bösewichts frei geblieben wäre, brachte diesen Tag von neun Uhr morgens an und danach auch den zweiten und dritten Tag ruhig, vernünftig und andächtig zu, nahm zum Zeitvertreib weibliche Arbeiten vor, aß und trank sehr gut und klagte nur einmal über Kolikschmerzen, welche sich aber nach dem Gebrauch eines Klistiers sogleich legten. Gegen Ende dieser drei ruhigen Tage ließ ich mich mit ihr in ein vertrautes und freundliches Gespräch ein und bemühte mich, sie zu überführen, dass sie nicht vom Teufel besessen wäre, indem sie gesehen und erfahren hätte, dass durch die von uns gebrauchten Hilfsmittel das Übel gänzlich vertrieben worden, welches nicht geschehen sein würde, wenn dasselbe vom Teufel herrührte. Wie sie aber dies durchaus nicht zugestehen wollte, sagte ich ihr, sie würde noch besser von dieser meiner Behauptung überzeugt werden, wenn im Falle, dass die Krankheit sich etwa noch einmal äußern sollte, eben dasselbe Heilmittel wieder gebraucht würde. Das wollte ihr gar nicht gefallen. Sie stellte sich also nach Mitternacht an, als ob sie einige leichte Anfälle des Übels empfinde. Sobald sie aber hörte, dass man ungesäumt wieder zur vorigen Kur schreiten würde, lag sie bis um sechs Uhr still. Alsdenn aber erneuerte sie ihre Gaukeleien und Zuckungen, sprang aus dem Bett heraus, stützte den Kopf auf den Boden des Zimmers und beugte den ganzen Leib vorwärts, als ob sie einen Purzelbaum machen wollte, wälzte sich aber danach seitwärts durch das Zimmer immer näher und näher gegen mich, der ich etwas entfernt stand, vermutlich, um mich, wenn ich stehen geblie-

ben wäre, umzustößen und zur Erde niederzustürzen. Als ich aber hierauf in einem ernstlichen und drohenden Ton sie anredete, fasste sie sich, nahm ihre ordentliche Stellung wieder an und ließ die zwei folgenden Tage, so lange sie noch bei uns blieb, nicht das Geringste blicken, was dem Wohlstand, den guten Sitten und der gesunden Vernunft zuwider gewesen wäre. Die Frau wurde hierauf in das St. Marcus- Lazarett gebracht, woselbst sie anfangs die Ursache und die Beschaffenheit ihres Betruges nicht gestehen wollte. Endlich aber, da man sie als eine sonst gesunde und mit dem besten Appetit versehene Person mit schlechter Kost hinhielt und noch dazu ziemlich kärglich abspusste, sah sie sich genötigt, mit der Sprache rein herauszugehen. Sie bekannte frei und aufrichtig, sie habe sich nur gestellt, besessen zu sein, theils um ihren Mann beständig kränken und quälen zu können, theils um mehr Almosen von den Leuten zu erhalten. Die ganze Kunst aber habe sie von einem Soldatenweib gelernt.

## 28.

### *Der Ring des Desmanges*

In Kassel verkaufte ein Franzose, der sich Desmanges nannte, einen Messingring in Gestalt eines gewöhnlichen Traurings und inwendig mit einigen unverständlichen Figuren bekritzelt nebst einer gedruckten Gebrauchsanzeige, welche so lautet: Ein geehrtes Publikum wird hiermit benachrichtigt, dass Herr Johannes Desmanges aus London hat kommen lassen den wahren sympathetischen Wunderring, welcher durch seine Tugenden berühmt ist. Dieser Ring ist eine Uhr der Gesundheit, welcher durch seine

Schönheit das Gold übertrifft. Er verändert niemals seine Farbe, wenn man krank ist, da er dann vortreffliche Wirkung tut. Er ist sehr gut wider die Kopfschmerzen, da man ihn nur eine halbe Stunde an die Stirn halten darf. Er hält das Bluten der Nase, wenn man drei bis vier Tropfen an den Ring fallen lässt. Er vertreibt die Zahnschmerzen, wenn man ihn in ein Glas frisches Wasser eintaucht und damit den Mund ausspült. Er ist auch besonders gut in flüssigen Umständen. Diejenigen, so ihn am Finger tragen, sind vom Krampf befreit usw. Dieser Ring ist von Herrn Piemontois, Doktor der Chemie zu London, verfertigt; mit Approbation der hohen Obrigkeit zu London.

## 29.

### *Ängstliches Gespensterwünseln*

Ich lebte einst zu B. und wohnte im linken Flügel eines ziemlich großen Gebäudes, das seiner Lage und inneren Einrichtung nach sehr grauenvoll war. Des Nachts befand ich mich in diesem Flügel ganz allein. Mehrere Zimmer umgaben meine Stube, die ich jedoch alle öffnen konnte, außer ein kleines Kabinett, worin sich eine Registratur befand und welches zunächst an meine Schlafkammer und den Vorsaal meiner Stube grenzte, war verschlossen und der Eigentümer desselben schon seit mehreren Jahren tot. Mein Wohnzimmer, insbesondere aber das angrenzende Kabinett hielt man für verdächtig. Keiner wagte sich des Abends allein dahin. Viele wunderbare Geschichten, welche sich hier zugetragen haben sollten, wurden mir erzählt. Ich leugne es nicht, der Wunsch, auch welche zu erleben

und mich selbst von dem zu überzeugen, was ich bis dahin nicht glaubte, wurde oft bei mir rege. Einst des Abends nun saß ich noch spät in der Nacht und war beschäftigt. Alles war ruhig im Haus. Eine Totenstille hatte sich über die ganze umherliegende einsame Gegend verbreitet. Nur der kalte Nordwind sauste zuweilen durch die vor meinem Fenster sich befindenden hohen Erlen. Plötzlich wurde meine Ruhe unterbrochen. Ich hörte ganz vernehmlich die Stimme eines sich in Not befindenden Menschen. Ein ängstliches Winseln und Seufzen erschütterte zu oft wiederholten Malen mein Ohr und erweckten Furcht und Mitleid in meiner Seele. Sorgfältig überlegte ich, was wohl die Ursache hiervon sein könnte. Vor Tieren war ich ziemlich gesichert. Welcher Elende würde mitten in der Nacht meine Ruhe stören und meinen Beistand erflehen? Ich untersuchte indessen den Vorsaal und die nächsten Zimmer, aber vergebens war mein Bemühen. Alles fand sich in der besten Ordnung. Natürlich fiel nun mein Verdacht auf das Kabinett, denn erzählte Geschichten, deren Grund uns verborgen blieb, lassen immer, mögen sie auch noch so abgeschmackt sein, einen gewissen Eindruck in unserer Seele zurück, den auch die vernünftigste Vorstellung oft nicht ganz zu verwischen imstande ist. Dies war auch bei mir der Fall. Ich horchte in meiner Kammer. Dem Schall nach zu urteilen, konnte jenes ängstliche Winseln nirgends anders als hier sein. Meine Neugierde wurde ausnehmend gespannt. Viel hätte ich darum gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, gleich den Schlüssel zu jenem zu erhalten. Da dies indes nicht gut anging, so setzte ich mich wieder zu meiner Arbeit nieder. Jenes mir unerklärbare Seufzen aber ließ sich wieder nach Verlauf einiger Zeit mit vermehrter Stärke hören und störte



mich ausnehmend. Noch einmal untersuchte ich Tür, Fenster und alles, was einen Schall zu erregen imstande war, und entschloss mich nun, da auch meine Hoffnung getäuscht wurde, so lange vor der Tür des Kabinetts zu warten, bis ich noch einmal jene Stimme darin gehört haben würde. Beinahe hatte ich hier schon eine Viertelstunde verweilt und war eben im Begriff, in meine Stube zurückzukehren, als ich jene Stimme aufs Neue hörte und mich zugleich von ihrer Entstehung überzeugte. Es war nämlich in der gegenüberstehenden Wand ein kleiner Kamin, vor welchem ein Schirm und vor diesem ein kleiner Schrank stand. Vom Luftzug wurde jener Schirm gegen den Schrank getrieben, wieder zurückgezogen, und hierdurch jenes der menschlichen Stimme so auffallend ähnliche Geräusch erweckt. Alles Untersuchen würde hier vergebens gewesen sein, wenn sich nicht zufälligerweise jener Schirm in meiner Gegenwart geöffnet und wieder zugezogen hätte.

### 30.

#### *Eine Hecketalergeschichte*

Einem bemittelten Bauern in einem kursächsischen Dorf unweit Penig, welcher sein Haus ausbessern ließ, kam verschiedene Male Geld aus einer verschlossenen Kammer und Lade weg, ohne dass er einige an den Türen verübte Gewalt wahrnahm. Er glaubte, allen seinen Leuten trauen zu dürfen, und konnte nicht begreifen, wie das zugeing. Ein Zimmergeselle, der bei ihm arbeitete und mit dem er davon sprach, machte ihm weiß, dass es Heckegeld gäbe, welches wieder zurückginge, wo es hergekommen wäre, und noch

mehr Geld mitnähme. Er gab daher dem Bauer den Rat, einen Teil des Geldes mit ††† zu bezeichnen. So würde es gewiss bei ihm bleiben. Kurz darauf fand der Bauer, dass ihm wieder Geld fehle, aber alle mit Kreuzen bezeichneten Stücke waren noch da. Er hätte nun gewiss geglaubt, dass der Satan dabei im Spiel sei, wenn er nicht zugleich bemerkt hätte, dass der Kasten dieses Mal mit Gewalt aufgebrochen war. Nun schöpfte er Argwohn gegen den Zimmermann. Dieser wurde gefangen gesetzt. Bei der gerichtlichen Untersuchung kam es heraus, dass er das Heckegegeld gestohlen hatte. Er hatte nämlich wahrgenommen, wo der Bauer seine Schlüssel hinzulegen pflegte, und sich derselben einige Male bedient, die Kammer und Lade zu öffnen, und 10, 20, 30 und mehrere Taler herauszunehmen. Das letzte Mal nach der Kennzeichnung des Geldes mit ††† hatte der Bauer die Schlüssel woanders hingelegt. Die Neigung zum Stehlen war aber durch die vorigen glücklicher Proben so stark bei ihm geworden, dass er ihr nicht mehr widerstehen konnte und lieber den Kasten aufbrach.

### 31.

#### *Mittel zur Herstellung verlorener Liebe*

Zu R. in Meißen an der Elbe lebte ein Müller seit einiger Zeit mit seiner Frau in großer Uneinigkeit, welche einen so unversöhnlichen Hass auf ihn geworfen hatte, dass sie durchaus von ihm wollte geschieden sein. Der Mann wollte es gar nicht gerne so weit kommen lassen, wusste aber auch nicht, was er anfangen sollte, um sich bei ihr wieder in Gunst zu setzen. Endlich riss ihn ein herumreisender Wun-

dermann aus dieser Verlegenheit, indem er ihm versprach, dass durch seine Hilfe die Frau nach wenigen Tagen ihn wieder ebenso geneigt werden sollte, wie sie es am Hochzeitstag gewesen war. Das gefiel dem Müller überaus gut. Er brauchte daher die ihm vom Wundermann vorgeschlagenen Mittel mit größten Genauigkeit. Er grub zum Beispiel ein Bündel Kräuter und Wurzeln unter die Schwelle derjenigen Tür, durch welche die Frau am meisten gehen musste, verbrannte eins seiner Schnupftücher zu Pulver, ließ dasselbe der Frau im Kaffee und in der Suppe genießen und dergleichen alberne Dinge mehr. Denn vom Wundermann zur Aussöhnung bestimmten Tag sah er mit der größten Sehnsucht entgegen. Er kam. Die Frau blieb aber wie sie zeither gewesen war. Das war dem Mann unbegreiflich. Von der Wirksamkeit der gebrauchten Mittel fest überzeugt, hielt er den noch fortdauernden Kaltsinn seiner Frau nur für noch übriggebliebene weibliche Ziererei. Um sich auf diesen Tag, der sein anderer Hochzeitstag sein sollte, nicht umsonst gefreut zu haben, ergriff er nun ein nachdrückliches Hausmittel, das er gerade bei der Hand hatte - die Müllerelle. Mit dieser erteilte er ihr eine so starke Portion Schläge, dass sie ohnmächtig zu Boden sank. Da man nun am Hals und an der Brust der Frau verschiedene Wunden bemerkte, die von einem Messer herzurühren schienen, glaubte man, er habe sie mit einem Messer umbringen wollen, und nahm ihn deswegen in Haft. Allein nach genauer Untersuchung fand es sich, dass die Wunden nicht von einem Messer, sondern von der während des Schlagens zersprungenen Elle herrührten. Da man nun auch seine übrigen Aussagen begründet fand, so erhielt er seine Freiheit wieder, nachdem er seine Torheit mit einigen Wochen Ge-

fängnis und einer angemessenen Geldstrafe gebüßt hatte.

### 32.

*Des Drechsler Lufts Ehefrau findet  
ein Goldstück und Folgen davon.*

Im Jahr 1789 fand des Drechsler Lufts Ehefrau zu Stadt Bürgel im Fürstentum Weimar auf einem von dem Tischler Christ. Fr. Martin daselbst gepachteten Fleckchen Land ein Goldstück. Dieses gab Gelegenheit, bei Zusammenkünften von vergrabenen Schätzen und Lichtern zu sprechen, die sich dabei sehen gelassen haben. Gedachter Tischler Martin erzählte unter anderen dem Schneidermeister Heinrich Schreiber, dass er als ein Knabe von etwa 10 Jahren in einem Garten am Jenaischen Wege die Hofstatt genannt, welcher neben seinem Acker liege, wo die Luftische Ehefrau das Goldstück gefunden, dergleichen Lichter zur Nachtzeit gesehen hatte. Es lebten viele Leute, die dies noch bekräftigen konnten. Diese Lichter und der Fund, den die Luftin gemacht hatte, waren für diese Leute, die es für das höchste Erdenglück hielten, ohne Mühe reich zu werden, ein hinreichender Beweis, dass auf dem Martinschen Acker ein Schatz liegen müsse. Beide, Martin und Schreiber, dachten nunmehr eifrig auf Mittel und Wege, ihn zu heben. Der Scharfrichter Finster in Droyßig schien ihnen der rechte Mann zu sein, bei dem sie sich dieserhalb Rat zu holen hätten. Sie säumten nicht, ihm ihr

Anliegen zu eröffnen. Dieser Finster, der ohne Zweifel schon vorher im Ruf stand, Geister zitieren und bannen zu können, rechnete es sich eben nicht zur Pflicht, diesen Leu-

ten ihren Wahn zu nehmen. Vielmehr bestärkte er sie darin und versprach, ihnen nächstens etwas zu geben, wodurch sie unfehlbar in den Besitz des Schatzes gelangen könnten, wenigstens dachte er sein Heberlohn dabei gewiss zu verdienen. Binnen acht Tagen kam der Wundermann zur Stadt Bürgl und brachte den Schatzlustigen einen halben Bogen Papier, auf welchem ein großes Kreuz mit mancherlei unleserlichen Buchstaben sowie ein Totenkopf gekritzelt war, und verlangte einen Dukaten dafür. Da aber Martin und Schreiber keinen Dukaten einwechseln konnten, so ließ er sich mit zwei Laubtalern begnügen. Sobald diese bezahlt waren, machte er ihnen den Gebrauch seines Wischs bekannt. Er sollte nämlich in eine Büchse gesteckt und auf dem Acker, wo der Schatz liegen sollte, gesetzt werden. So wie das geschehen sei, würde sich das Geld, wenn nämlich dergleichen auf dem Acker stehe, nach und nach von selbst auswerfen. So wusste der Schalk sich einen freien Rückzug zu versichern, ohne einmal den Glauben der Betrogenen zum Lückenbüßer zu machen. Die beiden Leute befolgten seine Vorschrift pünktlich, mögen auch wohl öfters nach ihrer Büchse gesehen haben, wie wohl ohne die mindeste Wirkung des darin befindlichen Papiers zu spüren, währenddessen Meister Finster seine zwei Laubtaler in Ruhe verzehrte. Ihr Glaube an seine Kunst war so stark, dass sie diesen misslungenen Erfolg ihm nicht einmal zur Last legten, sondern sie gerieten vielmehr auf die Vermutung, es müsse die Büchse nicht auf dem rechten Fleck stehen. Man müsse mittelst einer Wünschelrute erst den Standort des Schatzes ausfindig machen. In dieser Verlegenheit erinnerte sich der Schneider Schreiber, dass der Tagelöhner Taubert zu Stadt Bürgl, welcher vor einigen Jahren erst dahin

gezogen war, ihm bei einem Besuch erzählt habe, wie sein Vater, der sich in dem kursächsischen Dorf Großbocka niedergelassen hatte, die Wissenschaft verstehe, Brunnen mittelst der Rute aufzuspüren. Es wurde also eine Reise dahin gemacht, nachdem Taubert befragt worden war, ob es sich wirklich so verhalte. Schreiber eröffnete dem alten Taubert die Veranlassung ihres Besuchs. Dieser fragte nach etwas Erde von dem Acker, wo sie die Rute schlagen lassen wollten. Da weder Schreiber noch Martin damit versehen waren, so schickte er diese ohne Rute wieder fort, versprach aber nächstens selbst nach Bürgl zu kommen und eine Rute mitzubringen. Sein Sohn kam darauf in nähere Bekanntschaft mit den Schatzlustigen und behandelte nun die ganze Sache auf Kosten des Tischler Martins. Die Begierde nach dem eingebildeten Schatz war so heftig, dass Schreiber die Ankunft des alten Taubert nicht erwarten, sondern einen Teil Erde von dem Martinschen Acker nach Großbocka tragen wollte, als er von dem jungen Taubert erfuhr, dass die sehnlichst erwartete Wünschelrute angekommen sei. Dieser ging nun mit ihm auf den Acker und ließ sie schlagen, zeigte auch den Fleck an, wo der Schatz liegen sollte.

Der Tag zum Einhacken wurde festgesetzt, nachdem noch eine vierte Person, der Schneider J. D. Zink, von Taubert zum Mitgenossen ausersehen worden war. Nunmehr wurde gemeinschaftlich beredet, was beim Einhacken zu beachten sein möchte.

Taubert nahm die Miene des Sachverständigen an, unterrichtete seine Konsorten von der Lage des Schatzes und wie derselbe nur eine halbe Elle tief in einem Kessel stehe, der an einer eichenen Säule verwahrt sei. Er warnte sie auch,

sich durch Umsehen nicht unglücklich zu machen. Mit Hacken und Schaufeln versehen, gingen sie denn an den Ort, wo die Wünschelrute geschlagen haben sollte, und hackten ein. Wie nun das Loch eine halbe Elle tief gemacht war und weder ein Kessel noch eine eichene Säule, noch sonst etwas zum Vorschein kam, so gab Taubert vor, sie dürften nun nicht länger hier verweilen, weil etwas vorgegangen war, wodurch ihr Unternehmen auf heute vereitelt worden sei. Sie ließen also ab und gingen nach Hause.

Drei Tage darauf erzählte Taubert, in verwichener Nacht sei unter dreimaligem Anpochen ein Geist vor seinem Fenster erschienen. Auf seine Anrede *Alle gute Geister loben Gott, den Herrn. Was tust du?* habe er geantwortet: »Ich auch.«

Auf Befragen: »Was ist dein Begehren?«

Geist: »Ich will erlöst sein.«

Frau: »Wodurch willst du erlöst sein?«

Geist: »Morgen auf dem Abend sollt ihr es erfahren.«

Taubert beteuerte diese Erscheinung und machte seinen Konsorten die Notwendigkeit begreiflich, dass sie zusammenhalten und den Ausgang der Sachen abwarten müssten. Außerdem koste es ihnen allen binnen Jahr und Tag das Leben. Der Geist würde selbst auf dem Acker sein und angeben, was zu seiner Erlösung geschafft werden sollte.

Den anderen Tag versammelten sich diese Leute in der Martinschen Wohnung und gingen nachts voller Erwartung wieder zu dem Acker zu. An der Gartenecke beim Jenaischen Fahrweg mussten der Tischler Martin und die beiden Schneider, Schreiber und Zink, stehen bleiben. Taubert begab sich allein zu dem noch 50 Schritte davon entfernten Loch. Jenen prophezeite er das größte Unglück, falls sie einen Schritt weiter tun oder sich umschauchen würden. Er für

seine Person habe nichts zu fürchten, er sei fest. Wie er nun beim Loch stand, so sahen die Zurückgebliebenen etwas Weißes um ihn, das sie anfangs für Schnee hielten, bis es in die Höhe flatterte. Sie hörten Taubert auch mit jemanden sprechen, dessen Stimme ganz weich und klar wie eine Frauenstimme gewesen sein soll. Sie waren völlig überzeugt, dass dies niemand anderes als der Geist gewesen sein könne. Taubert bekräftigte solches bei seiner Rückkehr und erzählte, der Geist hieße Maria Magdalena Tümping und wolle den Schatz, welcher in vier Millionen bestehe, hinbringen, wohin sie ihn haben wollten, wenn binnen zweimal 24 Stunden 25 Stück Kronentaler, womit dieser Schatz versetzt sei, geschafft würden. Außerdem müsse er noch 20 Jahre liegen. Taubert drang auf die Beischaffung dieser Summe, sonst müssten sie alle binnen Jahr und Tag sterben.

Da nun keiner diese Münzsorte kannte, so trat der Schneider Zink, der ehemals kaiserlicher Soldat gewesen war, auf und sprach, es würden wohl Laubtaler darunter zu verstehen sein, denn er erinnere sich, dass man im Österreichischen die französischen Laubtaler Kronentaler genannt habe.

Erfreut über diese Auskunft ließ sich der Tischler Martin, der unter ihnen der Einzige war, der 25 Stück Laubtaler zu verschaffen vermag, und dem die Übrigen vorläufig drei Millionen auf seinen Anteil des Schatzes versprochen, einfältigerweise bereden, am Freitag vor Palmarum des Jahres, diese 25 Laubtaler in Jena-Löbnitz zu borgen. Seine Konsorten erhielten sogleich Nachricht davon. Abends 10 Uhr waren sie wie abgesprochen bei ihm versammelt. Nach Tauberts Vorschrift mußte nun Martin das Geld auf ein Papier



zählen und in einen neuen leinwandenen Mannsärmel, der noch nicht zugenäht war, einknüpfen, auch einen drei Ellen langen Haselnussstock herbeischaffen. Damit gingen sie zum Loch. Bei der Gartenecke am Jenaischen Weg mussten Schreiber und Zink Halt machen, Martin aber mit dem Geldsäckchen dem vorausgehenden Taubert zum Loch folgen. Ungefähr sechs Schritte davon blieben sie stehen. Martin erblickte den Geist - eine ganz weiße Figur von beinahe Menschengröße, am oberen Teil spitz ohne Arme und Beine. Taubert nahm ihm das Geldsäckchen ab, hingte es an den Haselstock und übergab es dem Geist, worauf Martin die Worte hörte: *Morgen um 12 Uhr*. Er sah zwar nicht, ob und wie der Geist das Geld zu sich genommen hatte, weil Taubert bei dessen Hinreichung vor ihm gestanden hatte. Taubert aber versicherte es ihm und sagte, des Geistes Hand sei schneeweiß gewesen.

Den anderen Tag nachts zwölf Uhr fand sich nun die Gesellschaft unter Tauberts Voraustritt auf dem Acker ein. es war aber weder der Geist noch ein Schatz zu sehen. Taubert schaute in das Loch und ging ohne ein Wort zu reden mit starken Schritten gerade zur Martinschen Wohnung zurück. Die Übrigen folgten ihm schweigend nach. Nun lamentierte Martin wegen seiner 25 Laubtaler und fürchtete, darum betrogen worden zu sein. Taubert tröstete ihn, schob alle Schuld auf den Scharfrichter in Droyßig, der ihnen einen Possen gespielt haben müsse, und machte ihm Hoffnung, dass derselbe hierherkommen und ihnen den Schatz verschaffen werde. Da er aber nicht kommen wollte, so gingen dem betrogenen Tischler endlich die Augen auf. Er behauptete, seine Laubtaler steckten unter seinen drei Schatzgenossen. Doch diese leugneten es. Er drang darauf,

dass sie, wenn sie ein gutes Gewissen hätten, mit ihm zum Scharfrichter Finster gehen sollen. Sie taten es, trafen aber den Schlaupkopf nicht an. Die missßlungene Schatzgräberei wurde nach und nach bekannt. Alles lachte über den armen betrogenen Martin. Er zeigte darauf die Schelmerei dem dasigen Fürstlichen Justizamt an. Sogleich wurde wegen Verhaftnehmung der Schatzgräber das Nötige verfügt. Aber diese sauberen Vögel waren schon ausgeflogen, nebst noch einem Bürger namens Gottfried Thiele, welcher den Geist gespielt hatte.

### 33.

*Die Haare von der heiligen Walpurga und Crescentia  
und die Beschwörungen der Mönche schaffen Linderung.*

In W. einem Oberpfälzischen Marktflecken und berühmten Kloster lebte 1788 ein Mädchen, die vom leidigen Teufel ganz unbeschreiblich geplagt wurde. Sie diente nämlich bei einem Mann, der selbst vieles mit dem Bösen zu tun gehabt haben mag. Seit den drei Jahren, da sie aus dessen Diensten getreten war, wurde sie unaufhörlich von dem argen Feind verfolgt. Sie fiel anfangs oft mitten auf der Straße ohnmächtig nieder, doch vermutete man damals nichts weiter als eine Krankheit und brachte sie leicht wieder zur Vernunft. Allein die Krankheit verließ das Mädchen nicht mehr und brachte die sonderbaren Zufälle hervor. Sie lebte zum Beispiel drei Monate hindurch, ohne nur das Geringste zu essen, sagte sie. Man glaubte es, da sie im Gegenteil tagsüber wohl gegen 30 Maß Wasser trank. Die Mönche im Kloster disputierten schon darüber, dass dies nicht mit natürlichen

Dingen zugehen könne. Der Schluss fiel zuletzt dahin aus, man müsse, um der Sache auf den Grund zu kommen, den Hexenrauch versuchen. Und siehe, sobald der Rauch dem Mädchen nahegebracht wurde, bekam es die wunderbarsten Verzuckungen. Sie warf sich im Bett herum wie eine Rasende, der Körper zitterte und bebte und wurde wohl ellenhoch emporgeworfen. Der Hexenrauch hatte diese Wirkung nicht, wenn er nicht von Priesterhand geweiht war. Man unterließ nicht, auch verschiedene Arzneien, und zwar zuerst Laxierungen anzuwenden. Sie brachten aber, so stark sie immer sein mochten, keine Wirkung hervor. Man fiel daher auf den Gedanken, dem Mädchen Brechpulver einzugeben, und diese zuerst zu weihen und zu segnen. Das wirkte. Die Patientin fing an, sich ganz gewaltig zu erbrechen. Da man untersuchte, was aus ihrem Magen herausgekommen war, fand man viele Scherben von Apothekergläschen, Schuhnägel, Karlsbader Nägel und Büschel von Menschenhaaren. Darüber waren alle Zuschauer freilich höchstens verwundert. Die Mönche kamen aus dem Kloster und fingen an, den Teufel mit aller Gewalt durch Beschwören zum Ausfahren zu treiben. Das Erbrechen stellte sich in der Folge zu bestimmten Zeiten ein und war so häufig, dass man von der gleichen Materialien ganze Schächtelchen voll gesammelt und als Dinge, vom Teufel kommend, aufbewahrt hat. Unter anderen fand sich darunter ein dicker Nagel, drei Zoll lang. Doch gab sie von dergleichen Sachen nicht mehr von sich, als man allenfalls unter der Zunge verbergen kann. Die Ärzte versuchten bei diesen außerordentlichen Umständen auch außerordentliche Mittel, zum Beispiel Haare von der heiligen Walpurga und Crescentia, die sie dem Mädchen eingaben. Es erfolgte

mehr Wirkung als von gewöhnlichen Brechmitteln. Die häufigen Beschwörungen der Mönche hatten auch zuweilen die Wirkung, dass der böse Geist auf einige Zeit Ruhe gab; jedoch hatte er das arme Geschöpf bis auf jene Zeit noch nicht verlassen und auch seine Stimme, einen sonderbaren Husten ausgenommen, noch nicht aus ihr hören lassen.

### 34.

#### *Zubereitung eines wirksamen Goldwassers*

Herr D'or hatte den Einfall, in einem großen Fass das Regenwasser aufzufangen, eine Röhre von da in sein Zimmer zu leiten und Bouteillen damit zu füllen, wovon er sich denn eine mit zwölf Livres bezahlen ließ. Zuweilen mischte er denn auch wohl ein wenig Alaun oder Salz mit darunter, am gewöhnlichsten aber gab er das Wasser ganz rein. Verschiedene Herren und Offiziere, die den Gewinn mit ihm teilten, breiteten das Mittel als sehr probat aus. Einst kam ein ehrlicher Bürger zu ihm, um Hilfe für sein Kind zu haben, das an Würmern litt.

»Ihr braucht nichts als mein Wasser«, sagte der Wundermann, verkaufte ihm eine Bouteille für einen halben Louisd'or und riet, einen Löffel davon in eine Flasche gemeines Wasser zu mischen, wovon einen Tag lang zu trinken wäre.

Der Vater brachte diese Verordnung nach Hause und ging seinen Geschäften nach. Aber wie erstaunte er, als er bei seiner Rückkehr fand, dass der kleine Kranke durch ein Missverständnis die ganze Flasche Eau d'or ganz rein statt jener verordneten Mischung getrunken hatte.

Ganz außer sich lief er zu seinem Arzt und bat ihn, seinem Kind das Leben zu retten, das nach einer so ungeheuren Dosis gewiss in der äußersten Gefahr sein müsse.

»Seid unbesorgt, lieber Freund«, antwortet Herr D'or, »mein Wasser tut nie Schaden. Hier ist eine andere Flasche.«

Aber der Bürger nahm den Spaß übel, ließ ihn die Unverschämtheit, ehrliche Leute mit solchen Wasserarzneien anzuführen, tätlich empfinden und ging nicht eher, bis er sein Geld wieder hatte. Solche Erfahrungen hätte Herr D'or wohl nie von einem Wasser zu machen geglaubt.

### 35.

#### *Kuren durch Schönplästerchen*

Ein Wunderdoktor fand sich in Hachenburg ein. Kaum war seine Ankunft ruchbar geworden, so suchten viele seinen Rat und befolgten seine Anweisungen. Man sah auf einmal viele Personen, die ihre Gesichter mit Pflästerchen belegt hatten. Kurzsichtige hielten dieselben anfänglich für Schmutzflecken, andere glaubten, die ehemaligen Schönplästerchen stünden wieder auf der Modeliste. Endlich entdeckte es sich, dass unser Wunderdoktor dies bewirkt habe. Die Pflaster waren nämlich bei ihm, wenn man so sagen kann, eine Universalarznei. Wo er sie anwenden konnte, taten sie Wunder. Es eilten daher Blinde, Lahme, Buckelige, kurz, Menschen mit allerlei Seuchen und Gebrechen behaftet, aus der ganzen Gegend zu ihm hin und verließen ihn mit einem tüchtigen Pflaster auf dem schadhafte Teil versehen. Natürlicherweise musste die Polizei auf diesen

Menschen aufmerksam werden. Da man aber bei näherer Untersuchung fand, dass er sich bloß mit kleinen äußerlichen Kuren abgab und diese mit einem unschädlichen Pflaster zu betreiben suche, so ließ man ihm einstweilen sein Spiel so hingehen. Als er sich aber endlich mit innerlichen Kuren befasste, so wurde ihm anbefohlen, schleunigst die Stadt zu verlassen. Auf diesen Befehl kamen nun seine Patienten mit einer untertänigen Vorstellung ein und baten, dass man ihnen den Doktor doch wenigstens so lange lassen möchte, bis die Zeit, binnen welcher er sie zu heilen versprochen habe, verflossen sei. Die auch gegen die Torheiten und Schwachheiten des Volkes tolerante Regierung erlaubte dieses, zumal da man gefunden hatte, dass er sich zu seinen Kuren besonders des Provenceröls und anderer unschädlicher Sachen bediente, die er aus der Apotheke nahm, mit dem Zusatz aber, dass er, wenn diese Zeit verflossen sei, ohne Anstand die Stadt verlassen müsse. Er hatte sich nämlich anheischig gemacht, alle seine Kranken binnen vier Wochen zu heilen. Diese Zeit verstrich und die Kranken blieben so krank wie vorher.

Die Regierung ließ ihn nun mit einigen Husaren an die Grenze bringen. Allein der Wundermann schlug nun in Lochum, einem eine Stunde von Hachenburg gelegenen Dorf seine Bude auf, wo die betrogenen Leute nach wie vor zu ihm hinströmten. Ja er trieb seine Frechheit so weit, dass er von da aus Krankenbesuche in Hachenburg abstattete. Um nun diesem Unfug zu steuern, erließ die Hachenburger Regierung, weil das Dorf zur Hälfte nassauisch ist, ein Requisitionsschreiben deshalb nach Dillenburg, welches die Wirkung hatte, dass alsbald einige Husaren von dort her nach Lochum befehligt wurden, um diesen Menschen mit

Zuziehung einiger Hachenburger Husaren an die Grenze zu bringen. Dies geschah.

Unser Doktor ließ sich nun in Wulferlingen, einem anderen Hachenburgischen Dorf nieder, wo er noch immer den ehemaligen Zulauf hatte, und sogar mehrmals, um seine Kranken zu besuchen, nach Hachenburg kam. Denn obwohl der Befehl gegeben war, ihn, wenn er sich in die Stadt begeben würde, festzuhalten. So wusste er es doch allemal so zu machen, dass man seiner nie habhaft werden konnte. Auf Anstalten der Regierung, diesen Menschen wieder zu vertreiben, kamen die Einwohner von W. bittschriftlich ein. Aber es half nichts, er musste fort. Nun begab er sich in die Gegend von Neuwied, setzte aber immer noch seine Besuche in H. fort, indem er stets mit veränderter Kleidung und verändertem Aufzug, bald zu Fuß und bald zu Pferd, bald als Werber und bald als Jäger sich einzuschleichen wusste.

Endlich aber war man so glücklich, sich seiner schätzbaren Person zu bemächtigen, wiewohl erst nach einigem geleisteten Widerstand, wo er mit Stockschlägen zum Doktor nachdrücklich eingeweiht wurde. Von dieser Zeit an hat man nichts weiter von ihm gehört.

### 36.

#### *Mäuse bringen ein Haus in üblen Ruf*

Zu E. im Z. erhielt der Pastor die erledigte Predigerstelle eines seiner gewesenen Kollegen und bewohnte zuerst ein sehr altes und baufälliges Haus, dem unter anderen auch dieser Fehler angedichtet wurde, dass es darin spuken soll-

te: eine Sage, die einem so vernünftigen und aufgeklärten Mann wie der Prediger war, allerdings lächerlich vorkommen musste. Mochte sie indessen noch so lächerlich sein, so zeigten sich darüber in Kurzem Beweise. Einige Tage nach seiner Ankunft saß er des Abends spät in seiner Studierstube und las. Alles hatte sich in seinem Hause zur Ruhe begeben. Schon war die Mitternachtsstunde erschienen, als unverhofft laut an seine Stubentür geklopft wurde. Er öffnete sie, um zu sehen, wer sich so spät noch mit ihm zu unterhalten wünschte. Aber es fand sich niemand, auch waren die Türen seines Hauses auf das Beste verschlossen. Er eilte daher wieder zu seinen Geschäften zurück. Nach Verlauf einiger Minuten pochte es wieder ebenso hell an seine Tür. Er untersuchte zum zweiten Mal, fand aber alles wie vorher in der besten Ordnung. Nachdem ihn nun jenes Anklopfen eines ihm unsichtbaren Dings mehrmals getäuscht hatte, entschloss er sich, zu Bett zu gehen und diesen Vorfall zu einer anderen Zeit näher zu untersuchen, als es ihm eben allein möglich war. Er nahm daher sein Licht und ein Kleidungsstück mit, das über einen Stuhl, der nahe bei der Tür vor einer Wanduhr stand, gelegt war. Nun aber deckte ihm zufälligerweise eine Maus, die aus dem Kleidungsstück sprang und in das Uhrgehäuse flüchtete, das ganze Geheimnis. Diese Tiere, deren in jedem alten Gebäude eine große Menge waren, begaben sich zuweilen, wenn sie kein Geräusch mehr bemerkten, in die Uhr, liefen an der schlaffen Schnur derselben, woran man unten gewöhnlich eine kleine hölzerne Kugel zu befestigen pflegt, in die Höhe, wodurch diese in Bewegung gesetzt wurde und zu wiederholten Malen an die Innenseiten des Uhrgehäuses anschlug. Oft schon hatte man jenes Anklopfen bemerkt und unter-



sucht, aber nie gefunden, was man suchte. Wäre dieses Mal nicht der Zufall dem Prediger günstig gewesen, so würde er ebenso wenig den Grund davon erraten haben.

### 37.

*Die Gardine am Fenster erregt großes Schrecken.*

Während meines Aufenthalts in G. schlief ich in einem sehr geräumigen und hellen Zimmer. Einst erwachte ich um Mitternacht, als der Mond dasselbe ganz erleuchtet hatte. Indem ich nun, ohne mich zu rühren, mit meinen Blicken umherschaute, entdeckte ich meinem Bett gegenüber ein Frauenzimmer, welches ganz ruhig am Fenster stand. Weil ich genau wusste, dass ich mein Zimmer verschlossen hatte, so blieb mir es unerklärbar, wo jenes Frauenzimmer herkommen sollte. Ich betrachtete es indes genauer, aber je länger ich es ansah, desto lebhafter wurde ich von seiner Gegenwart überzeugt. Ich erkannte seinen ganzen Anzug, nur das Gesicht, welches von mir ab zum Fenster gewandt war, konnte ich nicht erkennen. Um mich nicht länger darüber zu beunruhigen, entschloss ich mich, aufzustehen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich aus dem Bett trat und jene Gestalt nichts weiter als die herunterhängende weiße Gardine meines Fensters war, worauf der Mond lebhaft seine Strahlen warf.

Glück herein, Glück herein und Unglück hinaus! O meine Bäuerin, du dauerst mich!

Im Oktober kamen zu einem Dreiviertel-Höfler im Gericht E. eine Manns- und eine Weibsperson, beide in Zigeunertracht. Das Weibsbild sprach beim Eintritt: »Glück

herein, Glück herein und Unglück hinaus!«

Sie baten um Nachtherberge. Der willige Hauswirt gestattete ihnen diese.

Sie waren schon drei Tage da, als das Weibsbild unvermutet zu der Bäuerin sagte: »O meine Bäuerin, du dauerst mich. Dir ist es von bösen Leuten getan worden, dass du in drei Wochen im Grab liegst, und niemand als ich, auch kein Geistlicher kann dir mehr helfen.«

Die Bäuerin gestand ihr nun, dass ihr einen Tag gut und den anderen wieder übel sei, und ihr gar lieb wäre, wenn ihr geholfen werden könnte.

»Nun«, sagte das Weibsbild, »so bringe mir einen weißen Zwirnfaden. In diesen mache neun Knöpfe, so fest wie du kannst, und jeden mache im Namen Jesu.«

Diesen Faden musste die Bäuerin in der Hand halten. So beteten sie fünf Vaterunser miteinander.

Nach diesen Gebeten nahm das Weibsbild den Faden wieder heraus, zeigte ihr, dass kein Knopf mehr daran war, und sagte: »Nun Bäuerin kannst du sehen, dass ich dich für keinen Narren halte und meine Sache richtig ist. Soll ich dir also helfen, so musst du mir geben: einen Bettbezug, dein Taufzeug, einen Unterrock, ein Hemd, ein Zipfeltuch und ein Tischtuch, dann dein Geld und drei Handvoll Mist aus dem Stall, denn mit diesen Sachen ist es dir getan worden und mit diesen allen muss ich um Mitternacht unter freiem Himmel an dem Kreuzweg stehen und die Hexe, welche dir es getan hat, zwingen, dass sie dir nicht nur all obiges, sondern auch das wieder bringt, um was sie dir bisher Schaden war. Nicht nur du, sondern auch deine Kinder und Kindeskinde werden es mir danken. Morgen, um 9 Uhr morgens wird die Hexe kommen und von dir eine dreiza-

ckige Mistgabel, die du ihr aber nicht geben musst, begehren, dich um Verzeihung bitten und dir mehrere hundert Gulden bringen, dass dir und deinen Kindern auf ewig geholfen wird.«

Sie sagte es, brannte etwas, das wie gefaultes Holz aussah, und hielt es ihr unter die Nase mit den Worten: »Es riecht nicht gut, aber du musst es doch anzünden, denn die bösen Leute können es nicht riechen.«

Die Bäuerin brachte ihr alles Verlangte. Dieses packte die Tausendkünstlerin ein und wickelte auch den Mist besonders in einen alten Fetzen ein.

Ehe diese Betrügerin fortging, sagte sie zu der Bäuerin: »Ich kann noch nicht gehen, denn dein Bauer erbarmt mich sehr. Auch ihm ist es von bösen Leuten getan worden. Auf eine ähnliche Art nun versprach sie, ihm zu helfen, dass er an sie denken werde, schwatzte ihm sein Geld, das in etlichen 40 Florentiner bestand, heraus, und sagte: »Um dein Geld darf dir nicht leid sein. Du bekommst es (dies sagte sie am Montag) am Mittwoch wieder. Und wo das Geld ist, muss auch der Schlüssel sein.«

Sie legte den Schlüssel in den Kasten und schlug diesen zu. Endlich bat das Weibsbild die Bäuerin dringend, sie sollte den Mann den Kasten vor der Zeit nicht öffnen lassen, denn am Mittwoch springe dieser von selbst auf.

Sie gingen fort. Dem Bauer war doch nicht allerdings gut zumute. Er sprengte nach einer Viertelstunde mit einer Axt den Kasten auf und fand in einem Büschel Haar sein Geld nicht wieder, wohl aber einen großen schweren Stein.

### 38.

*Durch einen mit Haaren bewickelten Armensünderknochen  
wird Unglück in ein Haus gebracht.*

Zu G. einem Marktflecken in Obersachsen kamen am 28. Juli 1791 zwei wohlgekleidete Zigeunerinnen zu einer Einwohnerin dieses Orts, die ihr sagten, sie wäre von einer bösen Frau eingenommen (behext) worden, und könne nicht würdig zum Heiligen Abendmahl gehen. Die böse Frau habe ihr in der Walpurgisnacht Totenwasser ins Haus gebracht. Ferner: Sie habe Haare zum Fenster hingeworfen. Diese wären um den Knochen eines armen Sünders gewickelt und ihr in einem bösen Ei wieder ins Haus gebracht worden, welches sie durch ein gutes Ei vertreiben müsse.

Die gute Witwe holte ein frisches Ei, wie es die Zigeunerin verlangt hatte, und trat es mit dem Fuß auf. Indem dieses geschah, zeigte gleich die schwarzgelbe Prophetin die Haare und den vorgeblichen Armensünderknochen, welche beide Stücke im Ei gewesen sein sollten, und nun auf einem Kreuzweg eingegraben werden müssten, welches sie besorgen wolle. Dies alles aber war nur die halbe Kur. Nun sagte die Zigeunerin zu der Frau, sie habe Geld im Haus, welches sie nebst einem Milchrebbes (Milchtopf) voll Asche und einer Hand voll Flachs herbeiholen müsse. Auch dies geschah, und das gebrachte Geld, welches vielleicht das ganze Vermögen dieser Witwe war, bestand aus 21 Stück Laubtaler und einem Dukaten. Nun wirrte die Zigeunerin den Flachs untereinander und wickelte dem Anschein nach das Geld in denselben, steckte darauf den Flachs in die Asche, ließ ein Tuch um den Topf winden, ihn darauf in eine Lade setzen, diese verschließen und sich den Schlüssel geben. Da

nun dies alles geschehen war, musste die Behexte der Wahrsagerin zwei baumwollene Halstücher mitgeben, welche sie (die Kur geschah am Donnerstag) auf den Freitagabend wiederbringen wollte. Sie setzte noch hinzu: Gegenwärtig verlange sie nichts für ihre Mühe. Würde sie ihr aber morgen Abend geholfen haben, so müsste sie ihr dann ein Geschenk machen. Sie versprach ihr einen Taler für ihre Bemühung, worauf die Zigeunerinnen davongingen.

Sehnlich erwartete nun die Getäuschte den Freitagabend. Er erschien, aber keine Zigeunerin fand sich ein. In banger Erwartung, ob sie hintergangen worden sei oder ob sie noch kommen würden, harrte sie bis zum Sonnabend. Allein, da auch nun niemand erschien, öffnete sie die Lade, fand den leeren Flachs in der Asche und sah sich um 21 Laubtaler und einen Dukaten betrogen.

### 39.

*Der Geist ist nicht zu Hause und die hinter  
dem Ofen Stehenden warten vergebens.*

Ein Mädchen von 19 Jahren, die Tochter eines Handwerkers in Erfurt, die schon von früher Jugend an mit ihren Gespielinnen in der Schule und selbst mit ihren Eltern gern von Gespenstern, Schatzgraben und dergleichen redete, wurde in ihrem vierzehnten Jahr aus ihrer Eltern Haus getan, um sich ihr Brot selbst bei anderen Leuten zu verdienen. Sie kam, nachdem sie bei verschiedenen Herrschaften gewesen war, endlich auch bei einer Gärtnerin in Dienste, der sie manche törichte Dinge in den Kopf setzte, und die, weil sie selbst eine einfältige Frau war, ihr alles aufs Wort

glaubte. Da dieses verschlagene, aber dumm scheinende Mädchen merkte, dass sie mit ihren Reden bei ihrer Frau Eingang fand, trieb sie das Spiel immer weiter, bis sie ihr endlich vorschwatzte, es läge in ihrem Haus ein Schatz verborgen, den sie heben könnte, wenn sie ihr die dazu erforderlichen Materialien, wie sie es nannte, verschaffte. Die Frau ließ sich bereden und gab ihr von ihrem kleinen Vermögen, was sie entbehren konnte, ungefähr 9 Reichstaler. Das Mädchen, durch diesen glücklich gesungenen Versuch dreist gemacht, beredete noch einige ihr bekannte Leute, auf den Schatz, den sie in ihrer Frauen Haus graben wolle, zu pränumerieren, sodass sie 21 Taler zusammenbrachte und nun vorgab, die zur Operation nötigen Sachen angeschafft zu haben. Sie fetzte auch auf vielfältiges Verlangen den hoffnungsreichen Interessenten den Tag fest, an welchem sie den Schatz heben wollte, und erlaubte ihnen dabei zugegen zu sein. Nur mussten sie in der Stube, wo es geschehen sollte, hinter den Ofen treten und sich ganz ruhig verhalten.

Die erste Zeremonie war, dass das Mädchen einen kleinen hölzernen Sessel in die Mitte der Stube stellte, verschiedene Worte ausstieß und dann zur Tür hinausging, um den Geist zu holen, der den Schatz heraufbringen sollte. Sie mochte ihn aber nicht zu Hause angetroffen haben und kam selbst nicht wieder. Die armen betrogenen Leute – es waren lauter Frauen – warteten mit ehrfurchtsvollem Stillschweigen vergeblich hinter dem Ofen, bis sie es müde waren.

Das schlaue Mädchen hatte sich mit dem Geld davongemacht und ihre besten Sachen mitgenommen.

#### 40.

#### *Der Kobold legt Feuer.*

In einem Meißner Dorf in Kursachsen brach abends ein Feuer aus, wodurch fünf Bauerngüter mit großen Getreidevorräten und vielen Möbeln zugrunde gingen. Das größte Unglück betraf den Mann, bei dem das Feuer aufkam, welcher nicht nur seine Wohnung, sein Vieh und sämtliche Habseligkeiten, sondern auch eins seiner Kinder, ein Mädchen von neun Jahren, verlor, das im Feuer umkam. Dieser Mann hatte sein Gut mit ansehnlichen Schulden angetreten, die er aber durch außerordentlicher Fleiß und Sparsamkeit nicht nur getilgt, sondern auch, wie man sagt, noch bares Geld erworben hatte. Dies schien nun vielen nicht natürlich, sondern sie schrieben es dem Kobold zu – einem Wesen, das dem Menschen, der sich in ein Bündnis mit ihm einläßt, zu gewissen Zeiten Geld bringt, dafür derselbe verbunden ist, es zu unterhalten. Bleibt nun der Unterhalt einen Tag aus, so rächt sich das Uning durch Feuer oder andere Unglücksfälle. Verschiedene Einwohner wollten den Kobold bei diesem Mann bald unter der Gestalt einer schwarzen Katze, bald eines feurigen Drachen und wer weiß wie sonst gesehen haben. Da man nun die Ursache des Brandes nicht wusste, so glaubten die meisten, es könne niemand anders als der Kobold gewesen sein, der es vielleicht aus Rache getan hatte. Man machte dem unglücklichen Mann die kränkenden Vorwürfe darüber, wünschte nicht mehr in seiner Nachbarschaft zu wohnen und würde es überhaupt gern gesehen haben, wenn er das Dorf verlassen hätte.

## 41.

*Der in einen losen Buben gefahrene böse Geist  
wird durch Schläge besiegt.*

Der Sohn eines Landmanns in einem Dorf bei Potsdam tat oft so ängstlich in Gegenwart seines Vaters, dass dieser in ihn drang, ihm zu sagen, was ihm fehle. Jener antwortete, der Teufel erscheine ihm immer in der Gestalt einer schwarzen Katze und setze ihm zu, er solle sich das Leben nehmen. Der Vater, erschrocken über den Zustand des Sohnes, eilte zum Prediger und bat ihn um Rat, wie er sich hierin zu verhalten habe. Dem Prediger war die ganze Erzählung bedenklich. Er mutmaßte, dass etwas anderes dahinter verborgen sein müsse. Er ließ den Sohn selbst zu sich kommen, erkundigte sich sorgfältig nach allen Umständen, die dieser ihm sowie seinem Vater erzählte und hinzusetzte, auch sein Bruder sei ihm gram und könnte ihn nicht leiden. Darum sei ihm das Leben zur Last.

Der Prediger kannte seinen Bruder als einen ordentlichen und vernünftigen Menschen. Er fragt also diesen, warum er seinem Bruder gram sei, und erfährt von ihm, dass er ihn wegen seiner schlechten Aufführung hasse, indem er in allen verdächtigen Häusern herumlaufe und selbst mit des Predigers Magd verbotene Dinge treibe. Die Teufelsgeschichte sei von ihm bloß erdichtet, um den Vater zu bewegen, ihm das Gut abzutreten.

Der Prediger erschrak über die Bosheit des jungen Menschen. Weil er in diesem Fall glaubte, auf einem groben Klotz gehöre ein derber Keil, so gab er dem Vater den Rat, mit einem gedoppelten Strick den Teufel von ihm zu treiben. Dieser ließ den losen Burschen durch zwei Knechte



halten, haute selbst zu und trieb den Teufel glücklich von ihm. Doch behielt er nun in seinem Herzen einen Groll gegen seinen Bruder, der seine Streiche dem Prediger erzählt hatte.

In der Dämmerung überfiel er ihn mit einer Runge in der Hand und wollte ihn totschiagen. Dieser wehrte sich. Die Balgerei geschah so nahe bei der Wohnung des Predigers, dass dieser den Lärm hörte. Als er durch das Fenster sah, was es sei, nahm er geschwind seine Hetzpeitsche und hieb so schnell wie möglich auf den schlimmen Burschen los, sodass er schon eine Tracht Hiebe weg hatte, ehe er gewahr wurde, wo sie herkamen. Wie er aber sah, dass es der Prediger war, so lief er davon. Von dieser Zeit an sah er keine schwarze Katze mehr, hatte sich nie unanständig gegen seinen Vater oder Bruder betragen, hatte vernünftigen Vorstellungen Raum gegeben und ist ein besserer, ordentlicher Mensch geworden.

## 42.

*Eine Frau Doktorin behorcht die Hilfesuchenden.*

Die Frau Doktorin hatte noch 1793 ihre Bude in Hebenschhausen, einem hessischen Dorf, eine Stunde von Witzenhausen, und zog da jährlich ungestört durch ihre Praxis 200 bis 300 Reichstaler auch von Vornehmen. Sonst wohnte sie im Eichsfeld, wurde aber gar bald, weil sie mehrere Kranke schnell davon half, des Landes verwiesen und schlug darauf ihren Wohnsitz in oben genanntem Dorf auf. Freilich wurden auch hier ihre Kuren bald ruchbar und ihr demnach bei Zuchthausstrafe verboten, keinem Hessen Arznei-

mittel zu geben, und das wussten die guten Leute im Hesenland. Wenn sie daher ihren Rat und Hilfe suchten, so taten sie es immer unter dem Namen der Hannoveraner. Die Betrügerin fand es denn auch weiter nicht für gut, die Landsmannschaft zu untersuchen, sondern gab und nahm. Am meisten besuchte man sie indessen aus dem Hannoverischen, und man weiß Beispiele, dass Leute vier bis acht Stunden weit herkamen, um Arzneimittel bei ihr zu holen. Kein Tag verging, da nicht acht bis zehn teils selbst Patienten, teils Abgesandte derselben in ihren Gesundheitstempel kamen. Dabei ging es nun so zu:

Auf der Hausflur sind Stühle und Bänke angebracht, wo sie sich hinsetzen und warten müssen. Einer nach dem anderen wird dann ins Zimmer geführt. Einige Helferinnen der Frau Doktorin sind dazu abgerichtet, die Leute auszufragen, indem sie selbst nicht gegenwärtig ist, sondern in einer daran stoßenden, durch eine Bretterwand von der Stube geschiedenen Kammer zuhört. In der Unschuld erzählen die Leute alles. Endlich erscheint die Frau Doktorin, läßt sich mit einer geheimnisreichen Miene das Uringläschen reichen, (ohne dieses Gefäß wird keiner angenommen) scheint nachzudenken und sagt dann die hinter der Wand vernommenen Gebrechen des abwesenden oder gegenwärtigen Patienten, bereitet in aller Geschwindigkeit ihre Arzneien, die größtenteils ganz einerlei, nur durch Vermischung gewisser Tropfen von verschiedener Farbe gemeinlich schweißtreibende Mittel sind, und nimmt dann ihr Opfer an Geld, Flachs, Frucht usw. Die Leute können besonders die Kunst der Frau, aus dem Urin zu sagen, was für Gebrechen der Kranke habe, nicht genug bewundern.

### 43.

*Eine Predigerfrau sieht ihren Mann auf seiner Studierstube,  
der indessen noch wirklich auf der Kanzel steht.*

Der Prediger zu W. im H. hatte eine sehr aufrichtige und gutdenkende Frau. Er wurde melancholisch, und zwar so sehr, dass er öfters Gelegenheit suchte, sich selbst das Leben zu nehmen. Selten nur verrichtete er noch seine Amtsgeschäfte. Unter diesen traurigen Umständen hatte seine Frau sehr gelitten, denn da seine traurigen Umstände nicht bekannt werden sollten, so war sie die Einzige, die Tag und Nacht auf ihn achtete. Dazu kam noch, dass sie den Geist ihres Mannes wollte gesehen haben. Dies hatte sich auf folgende Art zugetragen. Gleich an der Wohnstube war das Studierstübchen des Predigers, worin er sich gewöhnlich anzukleiden pflegte. Hieran grenzte eine kleine Wendeltreppe, um in den oberen Teil des Hauses zu kommen. Sie hatte durch vieles Bitten ihren Mann vermocht, selbst Gottesdienst zu halten und unterdessen einige häusliche Beschäftigungen vorgenommen. Hierüber fiel es ihr ein, dass jenes Studierstübchen noch nicht aufgeräumt sei. Sie ging eiligst hin, dies zu tun. In ihrer Verwunderung aber stand der Mann vor seinem Schrank und kleidete sich aus. Sie betrachtete ihn einige Augenblicke und kehrte dann ohne entdeckt zu werden zurück. Indessen schien es ihr doch unwahrscheinlich, dass der Gottesdienst schon beendet sein sollte. Hierüber nun war leicht Gewissheit zu erhalten, aber zu ihrer größten Bestürzung erfuhr sie, dass ihr Mann, den sie soeben deutlich gesehen hatte, noch mit dem Vortrag seiner Predigt beschäftigt wäre.

Wenn man bedenkt, dass diese Frau immer mit traurigen

Gedanken von ihrem Mann erfüllt war, und dass sie ihn eben jetzt möglich zu Hause dachte, so ...

#### 44.

*Ratsfrage, ob ein schadhaftes Auge wieder könne hergestellt werden, und Verfahren*

Einem Mann in einem lippischen Dorf wurde Leinwand gestohlen. Um den Täter zu erforschen, ging er zu einem Teufelsbanner und bat diesen, dem Dieb ein Auge auszuschiessen, um ihn dadurch kenntlich zu machen. In der Nachbarschaft des Bestohlenen bekam ein Mann beim Holzfällen Schaden an einem Auge. Anstatt nun so vernünftig zu sein, bei einem Arzt sich Rat zu holen, ging er zu einem sympathetischer Kuren wegen berühmten Mädchen. Von dieser wollte er durch Hilfe ihrer Kunst erfahren, ob sein Auge zum Sehen wieder tauglich werde oder nicht. Auf ihr Geheiß musste er sich auf die Erde legen und starr in die Höhe sehen.

Das Mädchen nahm einen Zinnteller, worauf etwas Wasser war, und hielt diesen über das Auge des Patienten, der voller Erwartung ruhig auf der Erde lag und in die Höhe sah. Glühendes Blei, das auf den Teller gegossen werden sollte und entweder alsdann in einem Klumpen bleibt oder in mehreren Teilen sich absonderte, sollte Auskunft geben, ob der Mann wieder sehend werde oder nicht. Blieb das Blei im Klumpen, so war der Mann zu heilen, zerteilte es sich, so war der Mann unheilbar. Das Blei wurde auf den Teller gegossen. Zu wenig Wasser auf demselben verursachte, dass das Blei durch den Teller in das schadhafte Auge

des Mannes floss. Der Mann ertrug den Schmerz, ließ mit einem kupfernen Teller den Versuch noch einmal wiederholen und erfuhr nun endlich von der Künstlerin, was ihm jeder Zuschauer seiner Torheit hätte sagen können, nämlich, dass er mit einem Auge blind werde. So glücklich er nun auch bei diesem Versuch noch war, da das Blei bloß das schadhafte Auge traf, so schmerzlich musste es ihm dennoch gewesen sein, dass er durch Aberglauben das eine Auge nicht nur ganz verlor, was durch eine geschickte Behandlung vielleicht hätte können hergestellt werden, sondern dass er nun auch in den Verdacht geraten musste, er sei der Leinwanddieb und das Auge sei ihm vom Teufelsbanner ausgeschlagen worden.

#### 45.

##### *Die Kopka leidet die Wasserprobe.*

Im Jahr 1779 trug sich den 3. März in dem Dorf Ossowo, welches in Pommerellen liegt und dessen Einwohner größtenteils Edelleute sind, die sich vom Ackerbau ernähren, eine höchst traurige Geschichte zu. Einer von den Edelleuten dort, Andreas von Zabinsky, hatte dem Bauer Matthias Kopka ein Gartenhaus vermietet, wodurch beide Familien in näheren Umgang kamen. Die Frau des Edelmanns bemerkte allerlei kleine Unfälle in ihrer Wirtschaft, seitdem die Kopka in ihrem Haus wohnte. Sie geriet daher in den Verdacht, dass jene eine Hexe sei, die sich wegen einiger Zänkereien durch Zauberei zu rächen suche. Um diese Zeit wurde das Fräulein Agnes von Zabinsky am rechten Knie und Schenkel lahm und hatte große Schmerzen. Ob nun

gleich der Arzt versicherte, dass dies von einer gichtischen Materie herrühre, so hielt doch die Mutter diesen Zufall für eine unnatürliche Krankheit, die eine Wirkung von der Zauberei der Kopka wäre. Sie erklärte darauf die Bauersfrau im ganzen Dorf für eine Hexe und trieb ihre Rache so weit, dass sie den Schulzen und die Gemeinde bewog, mit der Kopka die Wasserprobe anzustellen. Es wurden daher zur Abholung derselben Andreas von Zabinsky, dessen Sohn und etliche Bauern abgeschickt, welche die Bedauernswürdige mit Gewalt zu einem kleinen, nahe vor dem Dorf gelegenen Teich schleppten, wo sie sich bis aufs Hemd ausziehen musste.

Die Frau von Zabinsky besprengte den Teich mit Weihwasser. Ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füße mit Stricken aus Stroh kreuzweise zusammen. Sie wurde ins Wasser geworfen, die Strohfeile lösten sich auf und sie kam wieder ans Ufer. Dies befriedigte die Aufgebrachten nicht. Sie wiederholten daher das Verfahren noch einmal, doch der Erfolg war derselbe.

Nun zweifelte man nicht mehr, dass sie eine Hexe sei.

Ihr Mann, der einundzwanzig Jahre mit ihr eine zufriedene Ehe geführt hatte, glaubte ihre Unschuld auf keine andere Art erweisen zu können, als dadurch, dass die Probe noch einmal mit ihr wiederholt würde. In dieser Meinung lief er den versammelten Leuten nach, die sich schon auf dem Rückweg zum Dorf befanden, und forderte sie sämtlich, besonders aber die Zabinsky'sche Familie auf, mit seiner Frau nochmals einen Versuch zu machen, sie besser zu binden, mitten auf den Teich zu ziehen und sie alsdenn ins Wasser zu werfen.

Dies geschah.

Man band die arme Frau mit hanfenen Stricken kreuzweise zusammen. Die beiden Zabinsky nahmen sie unter die Arme, wateten mit ihr in den Teich und warfen sie so weit vom Ufer, wie sie konnten. Ein anderer Edelmann stieß sie hierauf mit einem langen Stab in die Mitte des Wassers hin.

Aber die Arme schwamm eine Zeitlang auf dem Bauch im Teich herum, bis sie endlich mittelst des an ihr befestigten Stricks wieder herausgezogen und losgebunden wurde. Nun hielt man sich für berechtigt, an der vermeinten Hexe alle Arten von Grausamkeiten auszuüben. Fast alle, vornehmlich die Zabinsky'sche Familie, schlugen sie unmenschlich und verlangten, dass sie Fräulein Agnes entzaubern sollte, und beschlossen endlich, dass die misshandelte Frau, die nur ihre Unschuld beteuerte, nicht wieder ins Dorf zurückkommen sollte. Sie flehte um Erbarmen und bat, dass man sie nur von der Erde aufrichten möge. Aber einer schlug sie stattdessen mit einem Stock so lange, bis er sprang, und stieß sie mit dem in der Hand gehaltenen Stück ins Gesicht, indem er sagte: »Steh auf, Bestie, und zieh dich an!«

Nun gingen die Versammelten in das Dorf zurück und ließen die misshandelte Frau ohne alle Hilfe unter freiem Himmel in der Abendkälte liegen.

Endlich kamen ihre beiden Töchter, von dem Elend ihrer Mutter tief gerührt, hoben sie von der Erde auf und führten sie an ihren Armen bis an die äußersten Zäune des Dorfes, wo sie wegen ihrer Schwachheit liegen blieb.

Gegen Abend beredeten sich die Edelleute, sie über die Grenze zu bringen. Franz von Zabinsky spannte am Ende den Mistwagen seines Vaters an, legte die Unschuldige darauf und fuhr unter einer zahlreicher Begleitung mit ihr

weg. Unterweges gab er ihr noch Peitschenhiebe, und seine Mutter schrie beständig, dass sie Agnes entzaubern sollte. Als sie schon ziemlich weit gefahren waren, zerbrach das Wagenrad und sie fiel auf die Erde. Sie weinte bitterlich und bat, dass man sie nicht ohne Kleider hilflos sollte liegen lassen. Aber man ließ sie, deren Leib mit Wunden und Striemen bedeckt und vor Kälte erstarrt war, auf dem freien Feld liegen und ging fühllos ins Dorf zurück. Ihr Mann, der sie aus Furcht vor den ihm angedrohten Schlägen verlassen hatte, und den die zum dritten Mal angestellte Wasserprobe in der Überzeugung von der Unschuld seiner Frau wandelnd machte, wurde doch von Mitleid und Liebe zu seiner treuen Gattin so gerührt, dass er hinlängliche Kleider zu sich nahm und dem übrigen Haufen nachging. Dieser war schon auf dem Rückweg, er aber vermied solchen und fand bald darauf seine unglückliche Frau auf dem Wege sprachlos liegen. Sie röchelte noch. Aus der Nase und dem Mund floss häufiges Blut. Alle Mühe, sie aufzurichten und anzukleiden, war vergebens. Sie rang bereits mit dem Tode. Er bedeckte sie daher mit Kleidern und ging in einer Art von Verzweiflung zurück. Als er etwa eine Stunde danach wiederkam, fand er sie tot. Er war außer sich, lief zum Pfarrer zu Wiele, ihm den Vorfall anzuzeigen. Dieser gab dem Landvogteigericht zu Konitz Nachricht davon, welches die Verbrecher sogleich der Untersuchung unterwarf.



#### 46.

*Die unterirdischen Geister werden den Schatz ohne Schwierigkeit heben lassen, sobald sie erkennen, dass ich 50 Reichstaler in der Tasche habe.*

Ein listiger Bergmann, der eine Wünschelrute hatte, wurde mir einem wohlhabenden Bauerburschen bekannt, und versicherte ihm, dass er durch sie schon verschiedene Schätze entdeckt hätte. Sie gingen an den Ort. Erst ließ der Bergmann, dann S. die Rute schlagen, und schon in der nächsten Nacht um 12 Uhr sollte der Schatz gehoben werden.

*Wenn wir nur das Geld anschaffen können, was zur Hebung des Schatzes nötig ist.*

*Ich bin arm und diese meine Armut ist eben die Ursache, warum ich durch meine Wünschelrute bisher noch nicht reich geworden bin. Die unterirdischen Geister werden den Schatz ohne Schwierigkeit heben lassen, sobald sie erkennen, dass ich 50 Taler in der Tasche habe. Merken sie aber, dass ich weniger oder wohl gar nichts bei mir führe, so werden sie ihn stets fortrücken, wenn man gleich glaubt, ihn schon in Händen zu haben.*

Nun empfing er das verlangte Geld. S. hatte es sich mühsam erspart, gab es nun aber gern hin, weil er dadurch mit einem Mal reich zu werden hoffte. Sie gingen an den bestimmten Ort und fingen gerade um 12 Uhr an zu graben.

Die Erde war gefroren. Als sie etwas hineingearbeitet hatten, fragte der Bergmann seine Rute, die ihm, wie er vorgab, sagte, dass der Schatz nur noch einen Fuß tief stehe. Mit aller Arglist eines geübten Betrügers gab er dem S. zu erkennen, dass kein Ungeweihter zugegen sein dürfe, wenn der Schatz gehoben würde. Dieser gehorchte zitternd dem Befehl des Schatzgräbers.

Die Geschichte endete so, wie man leicht erraten kann: Der Bergmann hatte sich mit den 50 Talern davongeschlichen. S. verfiel in eine Krankheit, an welcher er in wenigen Tagen unter einer beständig anhaltenden Raserei von der Wünschelrute zur großen Betrübniß seiner Eltern, deren einziger Sohn er war, starb.

#### 47.

*Euer Lebenslicht brennt noch 25 Jahre und ihr lebt noch länger, als das Lebenslicht brennt.*

Ungefähr im Jahr 1783 trat in Berlin ein Wundermann auf. Er war ein Heuchler und schlauer Bösewicht, der die Gemüther schwacher Menschen einzunehmen wusste und gutherzigen Leuten unvermerkt das Geld ablocken konnte. Seinem Vorgeben nach gebrauchte er geheime Naturkräfte und Religionsübungen. Er wartete immer bis zwölf Uhr, um, wie er sagte, die Krankheit zu bestimmen, und sagte auch seinen Patienten, sobald er sie besuchte, vor dem Glockenschlag zwölf den Mund zum Reden nicht zu öffnen. Er schnitt ihnen Haare ab, legte sie kreuzweise übereinander, verbrannte sie dann und gab ihnen das Pulver ein. Er murmelte Gebetsformeln, sprach seinen Kranken viel von Bezauberung, Besetzung des Teufels vor und hatte eine Essenz, von der er sagte, er könne sie sich nur in einer einzigen Stunde im ganzen Jahr, die er aber wohl in Acht nehmen müsse, verfertigen. Es fehlte ihm an Dreistigkeit so wenig wie an Lügenhaftigkeit.

Den augenscheinlich Kranken sagte er trotzig: »Ihr habt die Krankheit nicht.«

Bei den fürchterlichsten Anzeigen, die er zum Teil selbst veranlasst hatte, sagte er kalt: »Das ist gut, das muss so sein.«

Er gab nicht undeutlich zu verstehen, er sei so etwas von allgegenwärtig und an Allmacht fehle ihm nur wenig. Wenn er durch all dies seinen Kranken Ehrfurcht und Glauben beigebracht hatte, so erzählte er, der falle zur Strafe in eine andere schwere Krankheit, der ihm nicht ordentlich bezahle. Man kann sich denken, wie geschwind die Gläubigen ihm darum gaben. Den Puls, welchen er die Lebenslinie nannte, befühlte er fleißig. Einem ohne Zweifel wassersüchtigen Mann sagte er wie gewöhnlich: »Ihr habt die Wassersucht nicht! Wenn das wahr ist, will ich mir ein Messer in den Leib stechen lassen. Euer Lebenslicht brennt noch 25 Jahre und Ihr lebt noch länger als das Licht brennt.«

Aber der arme Mann fiel bei der ungeschickten Behandlung des betrügerischen Gauklers in Wahnsinn, welches auch das Schicksal seiner anderen Kranken war.

Er sagte zwar auch hierbei ganz gelassen: »Das hat nichts zu bedeuten, das muss so sein!«

Aber der Mann starb trotz des langen Lebenslichts, und zwar höchst wahrscheinlich durch seine Schuld. Man brachte den Wundertäter endlich ins Zuchthaus.

#### 48.

*Erdmann Paul weissagt in Berlin mit Glück.*

Ein geborener Türke, Erdmann Paul, hatte unter den Wahrsagern in Berlin so ausgezeichnetes Glück, dass er sich von dem Erwerbe seines Wahrsagens aus den Planeten ein recht

gutes Haus kaufen konnte. Sechs Groschen war das Geringste, was er forderte, und man kann leicht denken, wie viel abergläubische Menschen in einem Vierteljahrhundert, denn so lange trieb er sein loses Werk, ihr Scherflein ihm gebracht und dagegen oft Wahnsinn im Kopf und Unmoralität im Herzen zurücktrugen. Er gestand nachmals selbst, aus den Planeten einem Mädchen Unzucht als ein einträgliches Erwerbungs mittel angeraten zu haben. Mancher Ehefrau schwatzte er von Liebe eines vornehmen Mannes vor, den sie wohl noch einmal heiraten könnte, und veranlasste dadurch häuslichen Unfrieden und Ehescheidungen. Manchen beschuldigte er schändlicher Dinge und stürzte ihn in Verzweiflung und Unglück. Manchem machte er große Hoffnungen von Glück, spannte dadurch seine Erwartung aufs Höchste und, wie es denn nicht anders sein konnte, täuschte ihn. Das Übelste hierbei war, dass so viele von ihm nur Hilfe erwarteten, auf ihn ihre alleinige Hoffnung setzten und dann statt Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, statt Nachdenken und Vorsicht ... den bequemen Gang zu diesem Elenden wählten, um Kenntnisse des Zukünftigen und für ihr ganzes Leben Rat zu kaufen. Das Verfahren bestand lediglich darin, dass er sich den Geburtstag sagen ließ, dann im hundertjährigen Kalender, in abgeschmackten Planeten- und Kometenbüchern nachschlug, die Prophezeiungen daraus las, aus dem Kopf noch hinzusetzte, was möglicherweise dem, den er vor sich hatte, begegnen könnte, in einem Büchlein mit flachen unkenntlichen Holzschnitten die Gesichter von des Fragenden künftigen Eltern und Liebschaften zeigte, endlich Karten legte, die er auf die bekannte abgeschmackte Art deutete: Der Knecht bedeutet ein Soldat, die Königin eine Braut.

Er war ganz das Gegenteil von dem, was man in der Beschreibung eines Volksbetrügers vermutet, gar kein feiner angenehmer gewandter Mann, sondern der unwissendste, rohste, pöbelhafteste Erdensohn. Sein Äußeres war niedrig, sein Ausdruck gemein und selbst seine Taschenspielerlei höchst dumm. Dessen ungeachtet gingen oft Vornehme zu ihm.

#### 49.

*Rosenfeld hat die Schlüssel des Paradieses und das Buch des Lebens mit sieben Siegeln verschlossen.*

Rosenfeld fing im Jahr 1762, als er 31 Jahre alt war, eine herumstreifende Lebensart an. Er hatte Wohlleben, Gemächlichkeit etc. immer geliebt. Wo er nur hinkam, fing er an, von Religionssachen zu sprechen, gab sich für einen Propheten, der in der Bibel verkündet sei, endlich für den Heiland der Welt, den wahren Messias, für Gott selbst aus. Er fand viel Glauben, Beifall und Anhang und trieb dieses Werk, um sich füttern zu lassen, Geschenke zu bekommen, Jungfrauen zur Erfüllung seines Wunsches zu bereden und fand darin große Bereitwilligkeit. Eltern selbst brachten ihm ihre Kinder, an ihnen seine Lust zu büßen. Junge verheiratete Männer ließen ihm das Recht der ersten Nacht.

Wegen dieser seiner ausgelassenen Schwärmerei, wodurch er auch andere verrückt machte, kam er auf zwei Jahre, von 1769 bis 1771 ins Irrenhaus zu Berlin, aber seine Anhänger fuhren fort, an ihn zu glauben und ihm ergeben zu sein. Eine Mutter brachte ihm ihre gerade 15 Jahre alt gewordene Tochter in Begleitung eines Mannes und einer an-

deren Frau dahin. Unterwegs sagte man dem Mädchen, sie müsse alles glauben, was Rosenfeld ihr sage, und alles tun, was er verlange.

Rosenfeld sagte, er wolle nun das Mädchen zur Braut Christi machen und tat darauf in Gegenwart der Mutter und der Übrigen an ihr, was er vorher schon an anderen getan hatte. Nach Verlauf jener zwei Jahre kam Rosenfeld wieder frei, streifte noch eine Zeitlang herum und kam 1775 im Alter von 44 Jahren wieder nach Berlin, sich da zur Ruhe zu setzen und seine Lust gemächlicher zu büßen. Daher schrieb er einen Zirkelbrief an seine Anhänger, worin er ihnen eröffnete, er habe die Schlüssel des Paradieses, bei ihm liege das Buch des Lebens mit 7 Siegeln verschlossen. Um es zu entsiegeln, brauche er 7 Jungfrauen. Wer ihm seine Tochter nicht gäbe, über den würden alle Seelen ach und weh schreien. Sogleich wurden ihm die Mädchen geschickt, aber der kaltherzige heilige Wollüstling behandelte sie schlecht. Nur eine hatte seine Gunst ganz. Bei ihr brachte er Nächte zu, und sie wurde schwanger. Die anderen rief er auch zur Befriedigung seiner Lust, aber sie mussten vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht Wolle spinnen und ihn damit ernähren. Er prügelte diese sechs Mädchen, ließ sie hungern und behandelte sie wie Gefangene und Sklaven. Sie durften weder untereinander noch mit ihren Eltern reden. Er quälte sie unaufhörlich mit Fragen, fluchte und drohte zuweilen schrecklich. Vorzüglich war die eine, die Schwester seiner Beliebtsten, ein Gegenstand des Hasses dieser Letzteren, und daher auch des Rosenfeld. Von Hunger und Verzweiflung überwältigt, entlief sie endlich zu ihrer Mutter. Aber auf Drohung des Heiligen, dass sie nicht zu den sieben glücklichen Jungfrauen gehören und ewig

verdammte werden sollte, wenn sie nicht wiederkäme.

Sie kam zurück, sagte aber zu einer ihrer Unglücksgefähr-  
tinnen: »Meine Schwester und Rosenfeld haben mir schon  
das Mark aus den Knochen gesogen. Nun geht es aufs Herz  
los, das wird bald auch abgefressen sein.«

Sie starb kurz darauf bei Rosenfeld und eine andere bald  
nach ihrer Rückkehr zu ihren Eltern. Drei andere konnten  
es nicht aushalten und flohen, aber nichts empörte die El-  
tern.

## 50.

*Ein Wunderarzt fordert in der Apotheke für  
sechs Pfennige Allerlei und für sechs Pfennige Racketei.*

Unter der Garnison in Calbe (im Saalkreis) befand sich ein  
gemeiner Soldat, Namens Graf, der sich für einen Exjesui-  
ten ausgab, und alle sieben Jahre einmal drei Monate die  
Gabe zu besitzen vorgab, alle menschliche Gebrechen hei-  
len zu können. Dieser Wundermann kam zwar eigentlich  
als Soldat dahin, aber ein Gestirn hatte ihn, wie er sagte, bei  
seiner Ankunft belehrt, dass Calbe der Ort sei, wo er sein  
Talent würde geltend machen können. Er war kaum einige  
Tage da, als sich der Geruch seiner Wunderkraft so sehr  
verbreitete, dass nicht bloß aus Calbe, sondern aus allen  
umliegenden Gegenden, aus dem Magdeburgischen, An-  
haltischen usw. herbeieilte, was einen Fehl hatte, um sich  
durch sein Zaubergebet und sein Geschmier heilen zu las-  
sen. Täglich sah man eine Menge zu Fuß und in Wagen  
hierher wallfahrten und vor seiner Wohnung konnte man  
den Inbegriff alles menschlichen Elends finden. Anfangs

bestand die Kundschaft dieses Scharlatans nur aus armen und gemeinen Leuten. Aber er wusste seine Rolle so geschickt zu spielen, dass das Gerücht seiner Wunderkraft noch durch seine Uneigennützigkeit erhöht wurde. Er nahm teils gar nichts, teils sehr wenig für seine Kuren, etwa Pfennige, nur immer eine ungerade Zahl. Hierdurch und durch sein geheimnisvolles Murmeln zog er den Aberglauben in sein Interesse, sprach, wo er es dienlich fand, von Hexerei und Geistererscheinungen, befahl denen, die zu ihm kamen, die Bandagen, Bruchbänder und dergleichen abzulegen und öffentlich unterm Arm nach Hause zu tragen oder die Krücken, womit sie gekommen waren, wegzuworfen und sich leiten zu lassen. Kurz, er gebrauchte alles, was den Pöbel blenden konnte, und erreichte seinen Zweck. Man schrie Wunder über Wunder. Der Pöbel betrachtete ihn als einen Gesandten des Himmels. Geheimnis-süchtige witterten Arkana und Sympathie, und nur wenige Vernünftige, worunter mancher brave Tuchmacher und Schuster in Calbe war, sagten: »Es ist Betrug und Geldschneiderei!«

Allein die Stimme der Vernünftigen wurde wie gewöhnlich durch den großen Haufen überschrien. Die Zahl der Hilfsbedürftigen vermehrte sich. Obwohl kein Einziger auftreten konnte, der da hätte sagen können, dass er von ihm sei geheilt worden, so fingen doch allmählich solche Leute an, seine Anhänger zu werden, die es übel nehmen würden, wenn man sie zum Pöbel rechnen wollte. Ein Professor empfahl sogar den Wundermann in Gesellschaften, rühmte seine Einsichten, obwohl alle Offiziere und auch andere, die ihn kannten, versicherten, dass er ein äußerst unwissender Mensch sei, und erlaubte dem Scharlatan,



Personen, die sich schämten, in seine schmutzige Herberge zu gehen, in seinem Haus zu kurieren. Als sich nun der Wunderdoktor, so hieß er allgemein, erhoben sah, änderte er auch seine Uneigennützigkeit und ließ sich räsonabel bezahlen. Seine Vorgesetzten betrachteten den Wunderkram vermutlich als eine Art von Industrie, durch die sich Soldaten oft einen Nebenverdienst machen. Um Schaden zu verhüten, wurde ihm ein Feldscher zugeordnet, der bei seinen Operationen gegenwärtig sein sollte. Dieser sagte aus begreiflichen Gründen, der Mensch gebrauche nur einfache Mittel, die aber in seinen Händen eine außerordentliche Kraft äußerten. Das vorzüglichste Mittel, dessen er sich bediente, war Kampferspiritus, obwohl Graf dieses nicht gestehen wollte. Ob er gleich mehrere in der Tasche führte, so war doch in den meisten einerlei. Damit wollte er Blinde sehend, Verwachsene gerade, steife Finger und Knie gelenkig machen, das Podagra und Leberflecken vertreiben, Kröpfe, Brüche, Krebschäden, kurz, alle menschlichen Gebrechen von Grund auf heilen. Er berief sich besonders in der Wahl der Arzneien, darin er aber ein großer Ignorant war, auf einen ihm helfenden Geist und forderte einst auf dessen Eingebung in der Apotheke für sechs Pfennige Allerlei und für sechs Pfennige Racketei. Als der Apotheker versicherte, dass er solchen Quark nicht führe, so zeigte er auf Antrieb seines Hilfsgeistes auf ein paar Gefäße hin, ohne jedoch zu wissen, ob Pulver oder Tropfen darin wären. Man gab ihm diese so unschädlichen Sachen, schlug ihm aber eine starke Quantität Gummigutta ab. Seine übrigen Talente, als wahr zu sagen, fest zu machen und Schätze zu graben, hatte er bis dahin noch nicht zeigen können, aber in Minden soll er mit Letzterem manchen betrogen haben.

Übrigens war die Sprache dieses Tausendkünstlers abgebrochen und sein Betragen bäurisch grob. Als man anfing, sein Verfahren zu untersuchen, behaupteten einige, es ge- reiche der Stadt und dem König zum Nachteil, wenn man dem Wundertäter seine Kundschaft verderbe, weil doch seit Grafs Dasein einiges Gebräu an Bier mehr verzehrt und ein ansehnliches Plus eingekommen wäre. Ein Glück, dass Leute, welche Menschenleben mit einem Bierbrauen in Ver- gleich setzen können, keine Stimme hatten. Graf war wegen eines wahrscheinlich durch ihn beförderten Abortus in In- quisition. Ob er gleich des beschuldigten Verbrechens nicht überwiesen werden konnte, so legte er doch solche Beweise der gröbsten Unwissenheit, Einfalt und Unverschämtheit ab, dass sie genannt zu werden verdienen.

Graf erzählte, er sei der Sohn eines Kriegsgeheimrats aus Bamberg, der bei seinem Tod ein Vermögen von 500.000 Gulden hinterlassen habe. Er sei nicht allein von seinem zwölften Jahr an in einem Jesuitenkloster in Würzburg erzogen, sondern auch selbst in diesen Orden getreten. Er habe hier alle Grade der Priesterweihe und die Tonsur er- halten. Man könne den Fleck noch sehen, wo ihm dieselbe eingebrannt worden. Hierbei zeigte er seinen kahlen Scheitel, den aber die Natur tonsiert hatte. Nach aufgehobenem Orden habe er sich zu Hause aufgehalten, wo er einen sei- ner Brüder, der ihn wegen seines geistlichen Standes ge- neckt hatte, auf göttliche Eingebung erstach, weswegen er geflohen sei und sich in Regensburg habe anwerben lassen. Diese Lüge, wodurch er sich beim Pöbel, der so wenig nachdenkt, dass er einem Betrüger wider alle gesunde Be- griffe glaubt, Gott könne Brudermord eingeben, in Anse- hen gesetzt hatte, brachte ihn nun in nicht geringe Verle-

genheit. Denn als man drohte, dass er als Mörder behandelt und ausgeliefert werden müsste, stimmte er den Ton um und sagte, er wisse nicht, ob sein Bruder wirklich gestorben sei, aber er glaube es doch, weil man ihm sein Vermögen nicht herausgeben wolle. Dass aber diese ganze Erzählung eine Lüge war, erklärte das Bekenntnis eines anderen auch in der Sache verwickelten Soldaten, der sich Graf nannte und ein Verwandter jenes Wundermannes zu sein behauptete. Dieser sagte, der Scharlatan wäre der Sohn eines Gerichtsfrohns aus Weimar und lutherischer Religion. Er setzte noch hinzu, dass er ihn auf seinen Wanderungen getroffen habe, und auch hier in Calbe seine Verwandt- und Bekanntschaft erneuert habe; dass ihre Großväter Brüder gewesen wären und sich in Langensalza ehemals auch mit Teufelsbannen abgegeben hätten.

Allein der Wundermann war unverschämt genug, all dieses trotz alter Beweise abzuleugnen. Man fragte ihn darauf nach den Gelübden der Jesuiten, aber er konnte kein einziges angeben, sondern fing an, um seine Unwissenheit zu decken, allerhand barbarische selbstgemachte Wörter zusammenzusetzen, welches er für Latein und für die geforderten Gelübde ausgab. Als man ihm sagte, das wäre Unsinn und kein Latein, gab er zur Antwort, es wäre dies das rechte Hebräische und griechische Latein, welches man im Himmel spräche, das gemeine Latein könne er nicht. Auf die Frage, welcher Papst den Jesuitenorden aufgehoben habe, antwortete er: Papst Carolus; und auf die, wie ihr Ordensgeneral hieß: Sie hätten keinen General, sondern einen Regimentsklerikus.

Seine medizinische Kenntnis wollte er durch göttliche Eingebung erhalten haben. »Ohne diese«, sagte er, »bin ich

nur ein gemeiner Mensch und kann weder lesen noch schreiben. Aber Gott hat mir auf dem Marsch hierher im Traum zugerufen: Graf, wenn du nach Calbe kommst, wirst du Blinde sehend, Lahme gehend, Taube hörend machen können.« Daher wären ihm auch alle Mittel einerlei; Saalwasser wirke ebenso gut wie Arznei. Gott habe ihm gesagt, er solle Kampferspiritus und Gummigutta gebrauchen, damit die Kranken Zutrauen zu ihm fassten und häufiger zu ihm kämen. Bisher habe er Kranke gehabt, die er auch alle kurieren würde, außer diejenigen, die wegen ihrer Sünden eine solche Züchtigung verdient hätten.

Sein treuer Gehilfe, der vom Bataillon verabschiedete Feldscher, bewies, dass er nicht bloß des Gewinnes wegen, (Graf sagte, er habe ihm für Zubereitung der Arzneien und dergleichen täglich einen Taler gegeben) sondern aus wirklicher Überzeugung sein Anhänger gewesen wäre, denn er bekräftigte Grafs Wunderkraft und behauptete, er besäße ein Arkanum, welches er ihm auch den Tag vor seiner Abreise mitzuteilen versprochen habe. Er bat, dass man doch erlauben möchte, dass Graf nun sein Versprechen erfüllen könne, da er in ein paar Tagen abreisen müsste. Man erlaubte es und Graf diktierte ihm ein Gemisch von unverständlichen, nicht zusammenhängenden Gebetsformeln und eignen Einfällen, das von einem Tollhüsler eher als von einem Inspirierten herzurühren schien. Reicker aber freute sich darüber außerordentlich und behauptete, aller vernünftigen Vorstellung, aller Darstellung des handgreiflichen Unsinn ungeachtet, er besitze das unschätzbarste Kleinod, und man würde Wunder von ihm hören, wenn Grafs Wunderkraft erst zu Ende ginge. Man legte dem Wundertäter endlich sein Heilen, und von Reickers Taten

hat man nichts gehört.

## 51.

*Anna Göldin wird in Glarus zur Hexe.*

Eine neunjährige Tochter in Glarus war krank und brach Stecknadeln aus. Mehrere Personen sahen diese Nadeln, aber nicht das Ausspeien derselben. Des Kindes Fuß war gelähmt und der Vater, der selbst ein Arzt war, sagte, er sei so dürr gewesen, dass man ihn wie einen Zwirnsfaden durch ein Nadelöhr habe ziehen können, doch konnte das Kind mit diesem dürren Fuß hohe Sprünge machen und wusste nichts anzugeben, als dass es einige Wochen vorher von der Magd, Anna Göldin, einen Honigkuchen erhalten hätte. Der Vater schickte zu einem Vieharzt. Dieser Tor gab den Bescheid, in dem Honigkuchen sei Stecknadelsamen gewesen, welcher im Magen des Kindes ausgebrüet werde und da zur Reife gedeihe.

Die Stecknadeln kamen wohl poliert und mit den gehörigen Köpfen versehen zum Vorschein. Die Magd, welche eine Untersuchung fürchtete, floh, aber man wurde ihrer wieder habhaft. Nun sollte sie des Kindes dürren Fuß heilen. Ungeachtet sie dazu weder übernatürliche Kräfte noch natürliche Mittel hatte, so musste sie doch aus Furcht die Kur anfangen. Sie gelang nach achtzehn Tagen wirklich. Man brachte nämlich das Kind um Mitternacht aufs Rathaus. Die Delinquentin berührte es, aber es half nichts. Endlich sagte sie, sie könne es nur da heilen, wo sie es behext hätte. Man führte sie dahin. Hier beugte sie den kontrakten Fuß verschiedentlich zusammen, und nun konnte das

Kind, von zwei Personen unterstützt, einige Schritte gehen. Nun war es gewiss, dass die Magd eine Hexe sei. Da sie aber nicht bekennen wollte und konnte, so wurde sie sechsmal auf das Schärfste gefoltert. Sie bekannte nun, was man verlangte. Aus Furcht vor ähnlicher Behandlung entleibte der, von welchem die Magd den Honigkuchen erhalten zu haben vorgab, sich im Gefängnis. Die Magd aber wurde als Hexe mit dem Schwert hingerichtet. Nach Beendigung dieses Prozesses fand sich in Weislingen, im Kanton Zürich ein Knabe, der eiserne Nägel von sich zu brechen schien. Er wurde endlich nach Zürich gebracht und bekannte, dass alles Betrug sei.

## 52.

### *Ein jüdischer Kaufmann, durch seinen braunen Rock unglücklich*

Im Dorf Wuthenow, eine Meile von Soldin, einem Städtchen in der Neumark, winden dem Krüger oder Schenkwirt 50 Reichstaler, lauter harte Taler und Achtgroschenstücke, gestohlen. Der Krüger ließ sich die Karten legen. Das Weib, die dies tat, sagte, dass der erste jüdische Kaufmann, der in einem braunen Rock zu ihm käme, sein Geld gestohlen habe.

Ein alter Jude aus Lepehne, der in Soldin zu Markte gewesen war, kehrte kurz darauf da ein, um einmal zu trinken. Der Krüger sah kaum, dass der Jude einen braunen Rock anhatte, als es ihm einfiel, dass er wohl der prophezeite Dieb sein könne.

»Habt Ihr kein Geld?«, fragte er ihn. »Lasst mir doch eini-

ge Taler ab.« Der Kaufmann versicherte, dass er Hartgeld hätte, welches er in Soldin eingewechselt hatte, um es auf der Frankfurter Messe zu gebrauchen; aber er wolle ihm doch sechs Stück ablassen.

Der Krüger sah, dass der Jude an die achtzehn Stück hatten und beredete sich mit seiner Frau, Knecht und Magd, ihn zu binden und zu knebeln. Dies geschah. Der Jude wurde mit einem Strick über den Leib, den man hinten mit einem Prügel zusammendrehte, so gedrückt, dass ihm das Blut aus Mund und Nase lief. Als er dennoch unter großem Geschrei seine Unschuld versicherte, legte man ihm zwischen jeden Finger und Zeh kleine Hölzer, drückte sie zusammen und prügelte den armen Mann unmenschlich, dass er gestehen sollte. Der Lärm und das Geschrei rief die Nachbarn herbei, die, weil sie das Haus verriegelt fanden, die Tür einschlugen und den schon halb toten Juden von der Grausamkeit des Krügers retteten. Die Sache wurde untersucht und der jüdische Kaufmann für unschuldig befunden, denn er hatte das Hartgeld bei einem Kaufmann in Soldin eingewechselt. Diese Geschichte ereignete sich im Juni 1784.

### 53.

#### *Ein Kapuziner entdeckt den Dieb.*

Ein Knabe, der auf einer auswärtigen Schule war, nahm bei der Wegreise seinen Eltern einen Ring weg, dessen Wert ihm unbekannt war, der aber hundert Gulden gekostet hatte. Der Verdacht fiel auf ihn, und sein Vater schrieb ihm in den härtesten Ausdrücken einen Brief. Aber eben dadurch

wurde dieser abgeschreckt, seinen Fehler zu gestehen. Er versicherte vielmehr, dass er ganz unschuldig sei. Man glaubte es ihm. Nun schickten die Eltern in ein benachbartes Kapuzinerkloster und baten, entweder den Ring wieder herbeizuschaffen oder doch den Entwender desselben zu entdecken. Der Mönch versprach das Letztere, kehrte mit dem Boten in das Haus zurück, kreuzigte und segnete in der Stube herum und sagte dann gewisse Formeln aus einem Buch her. Nun musste man ihn allein lassen. Dann zog er drei geweihte Wachskerzen hervor, welche angezündet wurden. Nach einer halben Stunde war er fertig und sagte, dass nun derjenige, der den Ring entwendet hatte, nicht ruhig sehen könne, bis er sich selbst angezeigt habe. In der nämlichen Woche wurde die Köchin des Hauses krank. Da sich ihre Krankheit mit Bangigkeit anfang, so fiel die Herrschaft darauf, dass sie wohl die Entwenderin des Ringes sei, und fing an, sie mit Härte zu behandeln, um sie zum Geständnis zu bringen. Dadurch verschlimmerte sich die Krankheit der Köchin, welche nur einen Arzt erforderte, aber die sonst mitleidige Herrschaft kaum zu bewegen vermochte, ihr denselben zu gestatten. Indessen lebte der wirkliche Dieb auf seiner Schule ruhig, ohne durch Beschwörungen und Formeln des Mönches in Angst gesetzt zu werden, bis er endlich, da er erfahren hatte, dass die sonst immer treue Magd in Verdacht gekommen war, von selbst das Bekenntnis tat und den Ring freiwillig wieder zurückgab.



## 54.

*Der Teufel auf einem schwarzen Pferd will die Leiche holen.*

Ein Arzt wurde zu einem todkranken Prediger gerufen und ritt, da die Gefahr groß vorgestellt wurde, noch spät zu ihm. Der Mond schien hell, er war der Gegend kundig, reiste allein und kam endlich in ein ihm wohlbekanntes Holz. Kaum war er hinein, so stutzte sein Pferd, und er spornte es umsonst. Nun lenkte er um und ritt durch einen Nebenweg auf die ordentliche Straße. Auf einmal stand es wieder. Er machte die Pelzkappe vom Gesicht zurück und sah einen Toten mit einem mit Blut und Beulen bedeckten Gesicht in einem Sarg unter einer Eiche. Nun fing seine Einbildungskraft an zu wirken. Er sah, wie sich der Tote aufrichtete, als er ihn ansah, und Miene machte, aus dem Sarg zu steigen und ihn anzufallen. Kaum behielt er noch so viel Mut, dass er dem Pferd den Zügel schießen und es nach Hause zu rennen ließ. Da er in der Schenke des Dorfes, wo er vorbeireiten musste, Licht sah, so ging er hinein, um sich zu erholen. Der Wirt merkte seine Bestürzung und fragte, ob er etwa das Gespenst im Wald gesehen habe, da er denn gräuliche Geschichten zu erzählen anfang. Nun ritt er nach Hause und hörte schon am frühen Morgen die abenteuerliche Geschichte, dass in voriger Nacht der Teufel, auf einem schwarzen Pferd reitend, einem Mann im Wald den Hals umgedreht hätte und er dann mit Zurücklassen eines hässlichen Gestanks verschwunden sei.

Inzwischen kam ein Bote, der ihn abermals zum Patienten rief, wo er denn die Geschichte noch fürchterlicher hörte: Der Teufel auf einem schwarzen Pferd habe die im Wald unter die Eiche gesetzte Leiche holen wollen und die Hüter

verjagt. Weil sie sich aber mit Kreuzen gesegnet hätten und der Schulmeister dabei gewesen wäre, so wäre er mit Zurücklassen eines gräulichen Gestanks unverrichteter Sache wieder verschwunden. Nun merkte er, dass man ihn selbst für den Teufel angesehen hatte, und erzählte, dass er in einer schwarzen Kappe verumumt und in einem Pelz, das Rauche auswärts gekehrt, geritten sei und eine Leiche habe liegen sehen.

»Ganz recht«, sagte der Schulmeister, »ich bin bei denen gewesen, die die Leiche abholen sollten, welche auf der Grenze gefunden worden war. Herr Doktor, glauben Sie mir, ich sah mich um, und da kamen mir die Zipfel an Ihrer Reisekappe so vor, wie die Hörner, welche der Teufel haben soll.«

## 55.

### *Die Zauberin Engel Christine Schreder*

Im Mai des Jahres 1785 meldete die Frau des Einwohners Andreas Hildebrand zu Hilvershausen beim Hildesheimischen Amt Hunsrück mit weinenden Augen, dass sie eine Magd im Hause habe, die sich Engel Christine Schreder nenne, die eine offenbare Zauberin sei. Sie habe gedroht, dass ihre Kühe und Pferde und endlich ihr Mann sterben sollte. Diese Drohungen wären auch schon an der Ziege und einem Pferd vollzogen, indem bereits beide krank wären. Sie bat um Gottes willen, ihr beizustehen und dieses Unglück von ihr abzuwenden. Der Amtmann hatte mit dem mangelhaften Verstand dieser Frau Mitleid und versuchte sie von der Torheit ihrer Meinung zu überzeugen,

als er Nachricht erhielt, dass das ganze Dorf über diese Geschichte in Aufruhr sei. Er verfügte sich daher sogleich an den Ort und fand die Schredern mit einem Gesangsbuch in der Hand im Bett liegen.

Auf die Frage, was ihr fehle und ob sie krank sei, gab sie zur Antwort: »Es ist alles wahr, was die Hildebrandin berichtet hat.«

Als sie nun um das, was wahr sei, genauer befragt wurde, erzählte sie, sie hätte von ihrer Großmutter alles gelernt. Diese hätte einstmals, als sie von ihrem Vater geschlagen worden war, zu ihr gesagt: »Mädchen, dir ist keiner als der Teufel gut. In dessen Schutz musst du dich begeben.«

Hierauf hätte die Großmutter ihr die Nase blutig gemacht, ein Stück Holz genommen, darauf einige Tropfen Blut geschmiert und gesagt: »Nun kannst du dir helfen. Wenn dir künftig einer etwas zu Leide tut, so nimm ein Messer und wirf es in drei Teufels Namen unters Bett, dann muss das Vieh und endlich der Hausherr erkranken.«

Diesen Rat habe sie befolgt und auch die Worte dabei gesprochen. Da nun solch ein Messer nicht könne herbeigeschafft werden, ohne dass eine Seele geopfert würde, so habe sie eine Tracht Schläge gefordert, welche sie auch empfangen hätte.

Fast schien es, als ob das Mädchen wahnsinnig sei. aber ihre übrigen passenden Antworten bewiesen das Gegenteil. Da man in ihrem Gesicht verschiedene blutige Streifen bemerkte, so wurde ein Chirurgus herbeigerufen, sie zu besichtigen. Sie war kaum halb entkleidet, da sah man mit Entsetzen, wie unmenschlich sie gepeitscht, geschnitten und gebrandmarkt war. Nun wurde sie aus dem Hildebrandschen Haus weg in ein anderes getragen, wo sie

gleich bekannte, dass die ganze Hexengeschichte von den Hildebrandschen Leuten erdichtet und sie so lange gepeinigt worden wäre, bis sie gelobt hätte, sie in Gegenwart der Obrigkeit als wahr zu erzählen. Dies veranlasste eine nähere Untersuchung, darin sich die Sache folgendermaßen entwickelte: Die Ziege im Hildebrandschen Haus war krank geworden, welches man einer Hexe zugeschrieben, um diese ausfindig zu machen, die Schlüsselprobe gemacht habe, wobei mancherlei Fragen zum Beispiel, wer die Hexe sei, wo sie wohne, was sie gemacht hat usw. getan wurden. Wohin nun der Ring des Schlüssels gezeigt hatte, die war so lange für die Hexe gehalten worden, bis ein abermaliger Versuch eine andere in Verdacht gebracht habe. Man hatte sich mit dieser Schlüsselprobe den ganzen Winter beschäftigt. Verschiedene Leute waren dadurch in den Verdacht der Hexerei gekommen. Endlich hatte man in Gegenwart des ganzen Hauses und der Bramann die Schlüsselprobe von Neuem gemacht und oft wiederholt. Da nun der Ring auch auf die Dienstmagd, die Schredern, gezeigt hatte, so war sie, ein Mädchen von siebzehn Jahren, von allen für die Hexe gehalten worden, welche die Ziege bezaubert habe. Um noch mehr davon zu erforschen, hatte die Sabine Bramann das betrügerische Spiel noch einmal angefangen und folgende Fragen gestellt, ob die Ziege behext sei; ob das Füllen behext sei; ob die Kühe und Pferde behext wären; ob die Wirkung des Hexens auch an den Hausherrn komme; wer das Hexen getan habe. Endlich hatte sie auch die Frage getan, ob die Engel Christine Schreder die Hexe sei, welche all dies verübt habe, wobei sich der Schlüssel abermals gedreht hatte. Zu eben dieser Zeit waren in dem Hildebrandschen Haus zwei Messer und drei Ellen Band vermisst wor-

den. Darüber hatte die Sabine Bramann wieder die Schlüsselprobe gemacht und war dadurch abermals in dem Verdacht bestärkt worden, dass die Schredern die Hexe sei. Nun fiel man das arme Mädchen tötlich an, entblößte ihre Lenden, schlug sie anfänglich mit einem Strick, danach mit einer Pferdepeitsche, und verlangte das Geständnis, dass sie das Vieh behext sowie die Messer und das Band gestohlen habe. Da dies nicht wirken wollte, so fuhr man mit Schlagen auf den Lenden, Rücken, Armen und Beinen fort, bis endlich alle ermüdet nachließen und das Mädchen zu Bett kroch, wo sie noch am folgenden Morgen nackt und betäubt gelegen hatte. Dort aber wurde zu einem noch weit grausameren Verfahren geschritten. Ungefähr um zwölf Uhr mittags tritt die Hildebrandsche Ehefrau mit ihrem Ehemann, Sohn, Tochter und der Bramann plötzlich vor das Bett des Mädchens. Man zog sie mit Gewalt heraus, entkleidete sie vom Kopf bis zu den Füßen und peitschte sie mit einer Pferdepeitsche über alle Teile des Leibes, bis sie endlich zu Boden stürzte. Während dessen wurde die Schredern beständig gefragt, ob sie nicht gehext habe. Da sie aber dennoch nicht gestehen wollte, so schnitt man ihr alle Haare des Kopfes bis auf die Haut ab. Als sie nun so nackend dastand, steckte man sie von Neuem unter das Bett, schlug bald mit einem Strick, bald mit einem Besenstiel ohne Schonung eines Teils am Leibe unaufhörlich auf sie ein, bis die Bramann den Rat gab, dass es zur Verhütung aller weiteren Hexereien gut sein würde, wenn man von dem Mädchen Blut erhalten könnte. Sogleich wurden ihm mit einem stumpfen Brotmesser die Schienbeine fünfmal zerschnitten. Als aber davon noch kein Blut fließen wollte, so schlug man sie mit einem Instrument, womit sonst Kü-

hen und Pferden die Ader geöffnet wurde, eine tiefe Wunde in die Wade und sieben Löcher in den Rücken. Durch diese heftigen Schmerzen wurde die Schredern wieder ohnmächtig. Bei ihrem Erwachen war Sabine Bramann von Neuem mit der Schlüsselprobe beschäftigt, wobei sie unter anderen die Frage stellte, ob es gut sei, dass die Schredern auch mit glühenden Zangen gezwickt werde, welches durch den Schlüssel bejaht wurde. Ungesäumt machte der Hildebrandsche Sohn (ein Junge von 16 Jahren) die Zange glühend und zwickte sie damit in die Nase, wodurch sie von Neuem ohnmächtig wurde. Dennoch fuhr er mit Zwicken und Brennen auf dem Rücken, den Schenkeln und Waden fort, da indessen die Schredern besinnungslos auf dem Boden ausgestreckt lag. Aus Furcht, dass sie gar sterben könnte, fing man an, sie mit Wein und Branntwein zu waschen. Da sie dadurch wieder einige Empfindungen und Vorstellungskraft erhielt, so drang man in sie, dass sie nur gestehen sollte, worauf sie aus Furcht vor einer noch übleren Behandlung alles sagte, was man verlangte. Die Sabine Bramann hob hierauf wieder ihre Schlüsselprobe an und legte der Schredern Folgendes an Fragen vor, ob sie nicht einmal eine Tracht Schläge von ihren Eltern empfangen, darauf ihre Zuflucht zu ihrer Großmutter genommen und diese ihr denn gesagt habe: »Dir ist keiner als der Teufel gut.«

Die Schredern bejahte dies in der Angst und musste dann auf einen Zettel Jesus Namen und auf einen anderen *Blut Jesu Christi* dreimal schreiben, welches man ihr auf die Brust und auf den Rücken legte, wahrscheinlich um sich gegen den Teufel oder ihre weiteren Hexereien zu schützen. Die Sache wurde im Dorf bekannt. Man sprach davon,

dass sie gerichtlich untersucht werden sollte. Das Hildebrandsche Haus geriet in Schrecken und versprach der Schredern ein neues Kleid unter der Bedingung zu schenken, wenn sie gegenüber der Obrigkeit sagen würde, dass sie das Hexen wirklich erlernt habe. Auch reichte man ihr ein Buch, darin sie bei der Ankunft des Amtsmanns lesen sollte. Die Täter wurden bestraft. Sabine Bramann kam auf zwei, die Hildebrandsche Ehefrau auf ein Jahr ins Zuchthaus. Andreas Hildebrand wurde mit seiner Tochter auf vierzehn Tage und sein Sohn auf drei Wochen bei Wasser und Brot, einen Tag um den anderen zum Arrest verdammt, welcher Letztere bei Endigung desselben noch 15 Stockschläge durch den Schließer empfing. Sämtliche Verurteilte mussten die Gerichts- und Heilungskosten und der Schredern hundert Taler für die erlittenen Schmerzen bezahlen.

## 56.

### *Einige schändliche Taten*

Des Julius Malavacca, eines Korporals Ehefrau wurde bei schwangerem Leib umgebracht. Nach drei Tagen wurde die Tat ruchbar und ihr Körper geöffnet, welches an eben dem Tag geschah, an welchem ihr Mann von einer Reise zurückkam. Kaum hörte er die schreckliche Tat, so eilte er ganz außer sich in die Stube, wo seine erschlagene Frau auf dem Tisch lag. Aber welch ein Unglück für den armen Mann. Die Ermordete fing bei seiner Gegenwart an, aus der Nase zu bluten. Jedermann glaubte nun, dass er der Mörder derselben sei. Vergebens beteuerte er seine Unschuld, leug-

nete, eine so schändliche Tat begangen zu haben, und versuchte sich durch seine Abwesenheit zu verteidigen und zu rechtfertigen. Er wurde gefoltert. Da er die Qualen nicht aushalten konnte, so bekannte er eine Tat, die er nicht begangen hatte, da er dann auf Befehl der Obrigkeit gehängt wurde.

In der Gegend von Witkow starben einem polnischen Edelmann die Ochs. Der Verdacht fiel auf eine siebenjährige Bäuerin, welche als Hexe eingezogen wurde. Der Henker aus Gnesen musste ihr die Nase entzweischlagen, um aus dem Blut über ihre Schuld zu urteilen. Dies bestätigte den Verdacht. Nun kam sie auf die Tortur. Von Schmerzen zur Verzweiflung gebracht, gab sie noch eine andere Frau als Hexe an. Der ging es ebenso. Man stellte noch mit ihnen die Wasserprobe an. Sie schwammen oben und wurden nun zweifelsfrei für Hexen gehalten. Sie wurden gebunden auf Schleifen gesetzt und, obwohl sie gleich auf eine rührende Art ihre Unschuld beteuerten, zum Scheiterhaufen gefahren. Hier waren aus acht Schuh dickem Holz Stöße sechs Fuß hoch ins Geviert so errichtet, dass in der Mitte ein Loch war. Die Unschuldigen wurden mit dem Gesicht nach unten auf die Erde geworfen und ihnen Hände und Füße auf dem Rücken zusammengebunden. In jedes Loch der Scheiterhaufen wurde ein Bund Stroh gesteckt, die Unglücklichen hinaufgewunden auf dem Bauch gelegt und das Stroh angezündet. Das Geprassel der Flammen, das Geschrei der Elenden, das Geächze der Zuschauer und das Arbeiten der Körper, die sich gern losmachen wollten und ins Holz bissen, gab mit dem Dampf, Gestank und Rauch ein entsetzliches Schauspiel, welches alle, die anwesend waren, lange nicht vergessen



konnten.

57.

*Ekleben kuriert mit Speichel und alten Strümpfen.*

Ekleben, der Sage nach ehemals preußischer Husar und aus Zerbst gebürtig, verrichtete in den Jahren 1784 und 1785 in Naumburg, Merseburg und anderen Orten durch Sympathie Wunderkuren und fand Glauben. Sein Verfahren war ungefähr von der Art: Eine Frau hatte eine Geschwulst an der Zunge. Sie musste auf etwas spucken, welches er mitnahm. Hierauf brachte er ein versiegeltes Schächtelchen mit der Warnung, es ja nicht zu öffnen. Da es sich wirklich besserte, ließ er das Schächtelchen öffnen, und es fand sich nichts darin, als etwas Speichelartiges. Einen Knoten behielt jedoch die Patientin an der Zunge. Von einem anderen Kranken bat er sich einen getragenen Strumpf aus. Ich weiß nicht, ob hier der Glaube an sympathetische Kuren so wie dort wirkte.

58.

*Mich möchte der Kobold bedüstern  
und mir einen Krüppel bringen.*

In Melchendorf, einem Erfurtisch katholischen Pfarrdorf, eine Stunde vor der Stadt, kam eine Frau ins Kindbett. Einige Tage nach ihrer Niederkunft hörte man des Abends die Kuh im Stall blöken. Der Mann wollte hingehen, um zu sehen, ob sich etwa der Ochse losgerissen hätte.

»Was!«, sagte die Frau, welche es sich auch hatte in den Kopf setzen lassen, dass der Teufel bei Kindbetterinnen gern sein loses Spiel treibe, »du willst zwischen 11 und 12 Uhr in den Stall gehen? Könnten wir nicht das größte Unglück haben? Wer weiß, ob nicht der böse Feind die Kuh blöken macht, um dich zu überfallen, wenn du hinauskommst. Und mich könnte der Kobold bedüstern und mir einen Krüppel für mein gesundes und gerades Kind hinlegen, wie es solche Exempel gibt.«

Der Mann, der sonst eben nicht furchtsam war, gab den Bitten seiner Frau nach. Als er des Morgens in den Stall kam, war sein Ochse, der ihn und seine Familie ernähren half, nicht etwa vom Bösen geholt, sondern von einem Dieb weggetrieben worden.

## 59.

*Der Teufel bellt wie ein Hund aus einer Besessenen.*

Eine mit hysterischem Husten behaftete Frau in Mannheim bildete sich im Ernst ein, sie sei vom Teufel besessen, und wendete sich daher an den Stadtdechant mit der Bitte, dass er den schlimmen Gast von ihr austreiben möchte. Dieser schickte sie zum Arzt, damit er die Art ihres Übels untersuchen und ihr dienliche Arzneien verordnen möchte. Die Patientin aber blieb bei ihrer Meinung, wollte sich nicht helfen lassen und wurde von anderen darin bestärkt.

Ein Kapuziner und ein Exjesuit hielten den hysterischen Husten der Kranken für das Bellen eines Hundes und fingen daher an, durch Gebrauch oder vielmehr Missbrauch des Namens Gottes, die unsichtbaren bösen Geister zu

zwingen oder austreiben zu wollen. Jener Arzt aber veranlasste, dass die Person ins Spital gebracht wurde, wo sie denn auch durch dienliche Arzneimittel geheilt worden war.

## 60.

*Hexen-Bärbel ist am Ende untröstlich.*

Im August bekam eine Metzgerfrau in Günzburg, einer kleinen Stadt in der Hegau in Schwäbisch-Österreich, einige Tage nach ihrer Niederkunft so heftige Mutterschmerzen, dass sie darüber in eine Art von Raserei fiel. Sie schlug nach jedem, der sich ihr näherte, und raufte sogar einem Kapuziner eine Handvoll Haare aus seinem Bart. Dieser erkannte sogleich aus der Lüsternheit nach seinem Bart, dass es nicht Mutterwehen, sondern ein böser Geist sei, der in ihr wütete. In der Zeit von einer Stunde war das Gerücht durch das ganze Städtchen verbreitet, dass die Frau besessen sei, und der Stadtdechant bestätigte dies. Der Arzt durfte aus gewissen Ursachen nicht widersprechen und entfernte sich von der Patientin. Ein Kapuziner, der in dem Ruf eines großen Geisterbezwingers stand, wurde herbeigerufen. Auf Befehl des Hochwürdigen mussten die Betten, worauf die Kranke lag, aufgeschnitten und die Federn untersucht werden, ob keine Haare oder Zwirn oder sonst etwas einer Hexerei Ähnliches darin verborgen sei. Der brave Metzger hatte bei seiner Hochzeit sein Ehebett nicht, wie es jene Herren Geistlichen als ein verjährtes Recht forderten, einsegnen lassen. Dafür musste er es sich nun gefallen lassen, dass ihm dasselbe verdorben und seiner Frau Schuld

gegeben wurde, sie habe den Schwarzen. Denn wenn in jener Gegend eine Hochzeit gehalten wird, so kommen am Abend des Beilagers zwei Kapuziner und segnen das Ehebett ein, indem sie Stückchen Wachs in den Ecken der Bettstatt anbringen. Nachdem der Kapuziner die arme Kranke lange geplagt und noch kränker gemacht hatte, hieß es, dies sei ein Teufel von der ersten Klasse, dem nur der Pater Ulrich zu Elchingen, einer Benediktiner-Abtei zwischen Günzburg und Ulm gewachsen sei. Dieser hatte seine eigene, vom übrigen Abteigebäude abgesonderte Wohnung. Nebst allen zu seinen Heilungen gehörigen Werkzeugen hatte er eine Weibsperson bei sich, die größte Plaudertasche im Lande und im Ruf der Frömmigkeit. Diese verkaufte nach Anordnung ihres Prinzipals dem leichtgläubigen Volk Öl und Kräuter als hochgeweiht. Man nannte sie die Ulrichs Bärbel. Dahin nun wurde die kranke Metzgerfrau gebracht. Nach einem 24-stündigen Aufenthalt und bezahlter Gebühr kam sie, wie leicht zu erachten, kränker zurück. Jene Abtei stand seit sehr vielen Jahren in dem Ruf, die größten Teufelsbanner in Schwaben zu besitzen. Der Prälat sorgte dafür, dass immer einer zur Nachfolge in dieser Kunst, das Volk zu täuschen, unterrichtet wurde. Und jedes Mal wurde der listigste und der den größten Zulauf im Beichten hatte, dazu ausersehen. Aus ganz Schwaben zogen Menschen aus allen Ständen dahin. Es verging fast kein Tag im Jahr, wo nicht ein Mensch oder ein Stück Vieh zum wundertätigen Heilen gebracht wurde, welches Gewerbe dem Prälaten jährlich über 1000 Taler soll eingebracht haben. Der Mann jener unglücklichen Frau wagte es endlich auf Anraten eines Vernünftigen, aus der Nachbarschaft einen Wundarzt herbeizuholen. Dieser versicherte aber der

Patientin, dass es bereits zu spät sei.

Die Pfaffen haben ihn um sein Weib und Kind gebracht, sagte er, und der Mann wiederholte es. Frau und Kind starben kurz danach. Zu einem Reisenden sagte der Witwer der geopferten Frau: »Ja, sie sind hin, mein Weib und mein Kind; aber ich wollte sie gern verschmerzen, wenn nur Gott wollte, dass sie die letzten Opfer eines Aberglaubens gewesen sind, der ...« Hier konnte er vor Schmerz und Tränen nicht weiterreden.

Nach des Pater Ulrichs Tod stellte jedoch der Abt Robertus den Unfug ein. Die Bärbel war darüber untröstlich.

## 61.

### *Die Schatzgräber zaubern sich in die Karre.*

Schatzgräbereien, denen der Hang des gemeinen Mannes zum Aberglauben und zur Begierde, ohne Mühe reich zu werden, noch immer einen so großen und leichten Spielraum gibt, sind desto gefährlicher, weil der anfangs Betrogene gewöhnlich bald darauf als Betrüger erscheint und sich dadurch wiederum schadlos zu machen sucht. Hievon ist folgende Geschichte Beweis.

Einer der Hauptkomplizen, ein Schuster aus Stralsund gebürtig, damals 35 Jahre alt, zeigte schon im Jahr 1775, als er sich noch von seinem Handwerk redlich ernährte, einen großen Hang zu abergläubischen Dingen, indem er eine Gaukelei vornahm, die ihm und einem seiner Gesellen beinahe das Leben gekostet hätte, so wie er dadurch den Tod seiner Ehefrau und des anderen Gesellen, wiewohl ohne Absicht verschuldete. Er hatte nämlich einen Hund, den er

sehr liebte. Dieses Tier starb Anfang Dezember 1775 plötzlich. Der Inquisit hegte den Verdacht, sein Nachbar habe ihn mit Gift getötet. Um sich davon zu überzeugen und den vermeinten Täter recht empfindlich zu bestrafen, brauchte er folgendes abergläubisches Mittel. Er nahm das Herz des toten Hundes, bespickte solches mit Stecknadeln, tat es in einen neuen Topf mit Wasser, setzte solchen um Mitternacht auf ein Kohlenbecken und ließ es unter dem strengen Stillschweigen der Mitbewohnenden, die aus seiner Frau und zwei Gesellen bestanden, kochen. Unglücklicherweise aber waren die Kohlen, deren man sich zu diesem Experiment bediente, nicht ausgeglüht. Da die Fenster und Türen der kleinen Stube fest verschlossen wurden, auch niemand sich regen durfte, so wurde die Frau und der eine Geselle darüber ein Opfer des Todes. Sowohl der Inquisit als auch der andere Geselle verloren alle Besinnung, sodass insbesondere Letzterer, da man erst den anderen Morgen, als die Tür von den Nachbarn aufgeschlagen war, zu Hilfe kommen konnte, nur mit genauer Not am Leben erhalten wurde. Dass der Hund wirklich vergiftet worden war, fand sich bei angestellter medizinischer Untersuchung nicht. Die Justizkanzlei zu Hannover erkannte hierauf am 23. Dezember 1775, dass da überall kein Verdacht einer böswilligen Absicht gegen die verunglückten Personen vorhanden sei, dem Inquisiten, der sogleich ins Gefängnis gebracht worden war, den Arrest zur Strafe anzurechnen und ihm von seinem Beichtvater die Unzulässigkeit seiner Handlung vorzuhalten sei. Welchen Lebenswandel der Mann in der Folge führte, weiß man nicht; nur heiratete er bald wieder und zeugte mit seiner Frau mehrere Kinder, von denen jedoch nur eins am Leben blieb. Im Jahr 1787 erschien er aber-

mals als ein erfahrenes Mitglied einer ordentlichen Verbrüderung von Schatzgräbern, die hauptsächlich einen andern berüchtigten Betrüger an ihrer Spitze hatten, der sich für einen Freimaurer ausgab und diese Hülle zu allerhand Geldprellereien der untersten Volksklasse missbrauchte, einige Schätze nachwies, in Bierkrügen magisch experimentierte und allerhand Gesindel angeblich zu Freimaurern aufnahm. Dabei machte er Bauern weiß, sie könnten, wie schon die Benennung dartue, nunmehr frei in allen Krügen zechen, indem alle Flaschen und alle Geldkrüge sich ihnen unentgeltlich öffnen würden, sobald sie nur ihre hohe Würde dem Wirt bekannt machten. Dies köstliche Privilegium war natürlich schon wert, dass man ein paar Louisdor dafür anlegte. Auch fehlte es nicht an Zulauf. Zu den Spießgesellen dieses Wundermannes, der aber zu seinem Glück, schon vor der im April 1787 bei dem Gerichtsschulzenamt der Neustadt Hannover erhobenen Inquisition, die Stadt verlassen hatte, gehörten noch drei andere: ein Schuster daselbst, aus Kopenhagen gebürtig, 56 Jahr alt, Ehemann und Vater von drei lebenden Kindern; sodann ein pensionierter Invalide und Leinenweber, 44 Jahre alt, von Rössing gebürtig, und endlich ein Leinenweber aus Rethmar, 54 Jahre alt, beide ebenfalls Ehemänner und Väter von drei Kindern.

Diese Bande hatte in einem Zeitraum von ungefähr vier Jahren, einen Schatz von beinahe sechshundert Reichsthalern in ihre Taschen gezaubert, und die Glieder derselben gerieten dabei doch in weit armseligere Umstände.

Die Betrogenen verharrten auch fast bis auf den letzten Augenblick in ihrer Verblendung und hatten mit größter Zuversicht in Hoffnung der vielen tausend Taler, die sie

unter ihren Füßen, mithin ja so nahe wie möglich zu wissen glaubten, ihren letzten Heller dazu beigesteuert. Vorzüglich zeichnete sich dabei ein Einwohner des Amtes Blumenau aus, der weil er einige Male des Nachts in seinem Garten einen feurigen Klumpen – vermutlich ein Irrlicht – erblickt hatte, sich weder durch Zureden seiner Obrigkeit und seines Beichtvaters noch durch gelinde Strafen vom Wahn eines in seinem Garten vergrabenen Schatzes hat abbringen lassen. Dafür verarmte er aber auch und brachte mehrere andere Personen, die sich zur Bestreitung der nötigen Kosten mit ihm vereinigt hatten, um ansehnliche Summen. Man kann leicht denken, dass die Betrüger bei diesen Leuten, denen der Kopf so voll von Schätzen war, leichtes Spiel hatten. Auch wurden sie von ihnen ängstlich aufgesucht. Als einmal eine Frau aus der Gesellschaft, die alle ihre Habseligkeiten schon dabei zugesetzt hatte, dem Beschwörer auf das Beweglichste zuredete, sie doch nicht zu hintergehen, wurde sie dadurch wieder beruhigt, dass der eine Schatzgräber ihr versicherte, wenn er sie betrüge, so mache er sich hiermit anheischig, ihr die Zinsen von dem Kapitalchen der 85.000 doppelten Pistolen, wonach den Leichtgläubigen eben nun der Mund wässerte, von nicht weniger als 77 Jahren auszuzahlen. Einst, als nach öfteren Experimenten in der Gegend von Seelze die Erwartung der Betrogenen aufs Höchste gespannt war und der eiserne Kasten mit den Goldstücken noch immer zu erscheinen zögerte, wussten die Betrüger sich nicht anders zu helfen, als dass sie sich von zwei dazu bestellte Leuten plötzlich verjagen und dem Anschein nach, gerade so wie Hanswurst in der Komödie, sich jämmerlich schlagen ließen.

Der Hokuspokus, dessen diese Herren Magiker vom



Knieriemen und vom Weberstuhl sich bedienten, bestand hauptsächlich in Folgendem: Einer von ihnen gab sich für einen Professor, ein anderer für dessen Sekretär und ein Dritter für einen Hildesheimer Domprobst aus.

Sie trugen zuweilen katholische Priesterkleidung und bestellten einmal ihre Kunden auf den Domplatz in Hildesheim, wo sie das nötige Geld bloß für Seelenmessen, wie sie sagten, in Empfang nahmen. War dies nun vertan, so waren unter manchem Vorwand neue Seelenmessen erforderlich. Da schon so viel darauf verwandt war, so konnten die armen Leute dem Reiz nur noch zum letzten Mal ihre Barschaften daran zu wagen, nicht widerstehen. Nach und nach schritt man näher zu diesen Beschwörungen. Es wurde Erde von dem Platz, wo der Schatz vermutet wurde, um Mitternacht verbrannt. Dies geschah ein paarmal in der Seelzer Grund, auch in der Herrenhäuser Masch. Und welches Wunder: Diese Erde, die die Zauberer vorher heimlich mit brennbarer Materie vermischt hatten, brannte lichterloh. Sodann murmelte einer aus einem lateinischen Buch etwas her und betete. Dabei griff sich der arme Mann so an, dass ihm der Schweiß stromweise vom Gesicht rann. Zwar hatte einmal einer der Umstehenden dabei einigen Zweifel und glaubte beinahe, der hochwürdige Herr habe sich mit Wasser begossen, weil es ihm vorkam, als habe er es vorher wie in einem Gefäß in der Tasche des eifrigen Mannes raschen gehört, doch erstickte der Wunderglaube bald alle Zweifel. Ein anderes Mal wurde von den Zuschauern bloß zu desto untrüglicherer Überzeugung, ein Dukaten, ein Dreimariengroschenstück gefordert, solches unter einem Bogen Papier auf einen Teller gelegt. Und siehe da: Als nach einigen Beschwörungen das Papier aufgehoben wur-

de, fanden sich sieben falsche Dukaten darunter, welche die ganze Gesellschaft einmütig für das feinste arabische Gold erkannte. Außer dem vorhin erwähnten Kapitälchen bestand, besage das von einem Geist beschriebene Papier, der Schatz diesmal noch aus einer viele Klafter langen massiven goldenen Kette, welche unsere Vorfahren, die Riesen, wie jedermann weiß, aus anständiger Prachtliebe und zum Besten künftiger Schatzlustigen um ihre Särge winden ließen.

Dagegen wurde auch zu einer anderen Zeit im Keller eines Bürgers zu Pattensen ein kleiner Schatz nicht verschmätzt, welcher nur 12.000 Reichstaler wert war und über 80 Reichstaler an Seelenmessen kostete, obwohl er bis auf die heutige Stunde um keine Spanne gerückt sein soll.

Andere ähnliche Kunststücke konnten bei der Untersuchung nicht völlig aufgeklärt werden. So soll einmal einer von den Inquisiten in einem Dorf bei Schwarmstedt einige Bauern zu einem Schatz haben verhelfen wollen, wobei er in bloßem Hemd mit einer Larve vor dem Gesicht einen Geist vorstellen wollte, welches aber von den noch etwas ungläubigen Bauern bemerkt und der angebliche Geist tüchtig durchgeprügelt worden war.

Ein anderes Mal soll beim Dorf Leveste in gleicher Absicht ein schwarzer toter Hund von ihnen begraben worden sein, in der Hoffnung, die Bauern würden ihn für den Teufel halten. Endlich soll einer dieser Zauberer sogar den Daumen eines Gehenkten besessen haben, wodurch dieser vermittelt einer daran befestigten Bleifeder alles von selbst hinschreiben müssen, was der Beschwörer verlangt hatte. Vermutlich aber wird der schwarze Mann vergessen haben, diesen Zaubergriffel um sein und seiner Konsorten Schick-

sal zu befragen, denn sie wurden auf verschiedene Jahre zur Karre und ins Zuchthaus geschickt.

## 62.

*Mäuse werden durch den Sankt Magnusstab vertrieben.*

Beinahe alle Jahre reiste bisher ein Mönch mit dem wunderthätigen Sankt Magnusstecken in Schwaben umher und besuchte sogar nicht selten die benachbarten Schweizer. Dieser Mäusevertreiber ging nun zwar nirgends hin, wohin er nicht verlangt wurde, aber da ließ er sich auch ganz trefflich bezahlen. Zehn, zwölf fünfzehn Gulden waren die Gebühr, die ihm entrichtet werden musste, je nachdem der Ort oder die Menge der Ratten und Mäuse groß oder klein war. Das Volk ging ihm dann in Prozession mit Kreuz und Fahnen entgegen und schrie aus voller Kehle den Rosenkranz ab. Der Mönch blieb auf dem Feld, da wo Kreuze, Heiligenbilder, Altäre sind, die man gemeiniglich auf Kreuzwegen stehen sieht, beschwörte und verfluchte Ratten, Mäuse und alles Ungeziefer, gab den Segen mit dem Magnusstab und strich sein Geld ein. Das Volk begleitete den Wundermann wieder mit Kreuz und Fahnen bis an die Grenze.

Ungefähr in den Jahren 1780 oder 1781 waren die Gegenden am Bodensee von Mäusen sehr geplagt. Gleich wurde der Sankt Magnusstab geholt, aber die Mäuse waren taub gegen alle Flüche und Beschwörungen und wichen nicht vom Platz. Sie verheerten nach wie vor die Felder. Nun sollte man wohl denken, ein solcher Erfolg würde den Leuten die Verstandsaugen ein wenig geöffnet haben? Aber nein!

Die Bauerngüter eines Dorfs in derselben Gegend waren 1785 wieder mit Engerlingen, das heißt, Maden, aus welchen Maikäfer werden, geplagt. Um diese zu vertreiben, begehrt sie abermals den Magnusstab, der eben in der Nähe vorüberzog. Alle Vorstellungen des Gutsherrn, dass die Engerlinge eine ebenso natürliche Sache seien, wie der Magnusstab, und dass man ohne diesen Stecken beten könne, halfen nichts. Die Bauern wollten mit Gewalt den wunderthätigen Stab haben, und bald wäre es zu Tätlichkeiten gekommen. Der Sankt Magnusstab erschien, der Mönch verfluchte die Engerlinge und Reitwürmer, gab den Segen mit dem Stecken, ließ sich bezahlen, zog, von Kreuz und Fahnen begleitet, wieder von dannen und die Engerlinge und Reitwürmer trieben ihr Wesen nach wie vor. Man hoffte damals, dass der Stecken auf obrigkeitlichen Befehl bald auf immer in einen Kasten würde gesperrt werden, wo ihn denn die Mäuse zernagen, zur Beschämung derer, die einem morschen Stecken mehr als Gott vertrauten.

### 63.

#### Ein Kruzifix aus Messing für 300 Taler

Der Pächter eines adligen Guts hatte durch unordentliche Wirtschaft schon den größten Teil seines Vermögens zugezogen, als ein herumziehender Betrüger zu ihm kam, Bekanntschaft errichtete und vorgab, er wisse etliche Meilen weit von dessen Wohnung einen großen Schatz, den er heben wolle. Er hätte den Geist beschworen, ihm zu sagen, womit er versetzt wäre. Dieser habe geantwortet: »Mit einem goldenen Kruzifix.« Er wisse in Erfurt eins zu bekom-

men, es koste aber 300 Taler.

Der Pächter wurde begierig, Teil an dem Schatz zu haben. Der Betrüger versprach ihm die Hälfte davon, wenn er zur Anschaffung jener Summe behilflich wäre. Dieser verbrach es und bestellte ihn auf eine gewisse Zeit zu sich. Unterdessen entdeckte er sich einigen seiner Bekannten und brachte so viel zusammen, dass er noch 100 Taler von seinem Vermögen dazu tun musste. Jener kam zu gesetzter Zeit und holte das Geld, war auch so ehrlich, in kurzer Zeit das Kruzifix zu bringen, gab aber vor, dass der Schatz nicht sogleich könne gehoben werden, bat den Pächtern das Kruzifix aufzuheben und versprach, wiederzukommen. Er kehrte aber nicht zurück, und ein messingenes vergoldetes Kruzifix war der Schatz, den die Betrogenen für ihre 300 Taler erhielten.

#### 64.

##### *Der Eisenmeister heilt mit Fliegengift.*

Zwei Kinder eines Bürgers in Günzburg - zwischen sieben und neun Jahren alt, wurden 1786 mit einem starken Ausschlag am Kopf befallen. Die Mutter kam zum Eisenmeister (sonst Kerkermeister), welcher, so wie andernorts die Schinder oder Abdecker, in die Arzneikunde pfuschte, und nun eben eine Salbe aus sogenanntem Fliegengift und frischer Butter bereitete. Die Frau klagte den Zustand ihrer Kinder. Der Quacksalber versicherte, dass eben die Salbe, die er nun verfertige, das unfehlbarste Mittel gegen die Ausschläge am Kopf sei. Die getröstete Mutter brachte eilends eine gute Portion frischer Butter und erhielt dagegen

die gewünschte Salbe, womit sie sodann die Köpfe ihrer kranken Kinder wacker beschmierte, und, um es recht gut zu machen, auch hinter den Ohren und am Hals die Wundersalbe nicht fehlen ließ. Die Kinder wurden darauf immer kränker. Das Jüngere starb 24 Stunden, das Ältere 48 Stunden nach dieser Salbung von ihrer eigenen Mutter. Als man den Arzt berief, war es zu spät, ihnen zu helfen. Das Gift hatte schon die inneren und feineren Nerven im Hals angegriffen.

### 65.

*Durch Gerichtsbarkeitspflege kommen Menschen um.*

In B. ertrank in der Mitte August 1786 ein siebenjähriger Knabe, als er seinen vom Wind in den Fluss gewehten Hut auffangen wollte. Einige Leute, die ihn hineinfallen sahen, eilten ihm zu Hilfe, erreichten ihn aber, weil der Fluss angestiegen war, erst in dem eine halbe Stunde von dem Ort entfernten Dorf M. Hier zogen sie ihn aus dem Wasser und wollten sogleich versuchen, ihre durch die bekannten, von der Landesobrigkeit vorgeschriebenen Mittel wieder zum Leben zu bringen. Die Dorfrichter und die Schöpffen erlaubten aber nicht, dieses ohne Vorwissen ihres Gerichtshalters zu tun. Man wollte diesen, der eine Stunde davon wohnte, erst herbeiholen und fand ihn nicht zu Hause. Der Bote kam nun zwar mit dem Balbier zurück, aber erst abends um neun Uhr, und um vier Uhr war das Kind herausgezogen worden, welches man diese Zeit über nicht in ein Bett gebracht, sondern mit nassen Kleidern am Ufer liegen gelassen hatte. Das Kind wurde mit einer Leichenrede

beerdigt, in welcher der Prediger gezeigt haben wird, dass die Obrigkeit zur Erhaltung und zum Wohl der Menschen, nicht zu ihrem Verderben gesetzt sei.

## 66.

Der Müller zu W., ein braver Mann und Vater einer zahlreichen Familie, wollte mit einem anderen Mann über den zugefrorenen Fluss gehen, um am gegenseitigen Ufer Weiden zu holen. Das Eis war zu schwach, aber des Zuredens seines Gefährten unerachtet, wagte er es. Kaum war er in die Mitte, als es einbrach und er in den Fluss stürzte. Das Wasser trieb ihn an das Dorf L. am gegenseitigen Ufer. Weil sein Begleiter Leute zusammenrief, wurde der Ertrunkene zeitig genug herausgezogen, dass er noch gerettet werden konnte, wenn man die nötigen Anstalten dazu gemacht hätte. Aber der Gerichtsfron bot demjenigen Trotz, der sich unterstehen würde, vor der gerichtlichen Aufhebung Hand an ihn zu legen. Die versammelten Leute fürchteten die Drohung des unverständigen Mannes so sehr, dass sie die Regungen der Menschlichkeit in ihren Herzen unterdrückten und den Verunglückten zwei volle Stunden am Ufer liegen ließen. Endlich brachte man ihn in das nächste Haus, und versuchte ihn zu retten, aber die Hilfe kam zu spät.

## 67.

*Fischer weigern sich, einen Ertrunkenen zu begraben.*

Bei Glogau in Schlesien ertrank der vierzehnjährige Sohn eines dortigen Schiffers, da er einen irgendwo abgespülten Baum, der in der Oder fest lag, herausholen wollte. Erst vierzehn Tage nachher wurde er wieder gefunden. Der Gewohnheit nach sollte die Leiche von den Fischern, welche mit den Schiffern ihres Gewerbes wegen verwandt sind, zu Grabe getragen werden. Sie schlugen es aber mit der lächerlichen Erklärung ab, dass sie es nicht könnten, weil er sich freiwillig und ohne Not in Gefahr begeben hatte, und sich wohl gar mit Vorsatz könne ersäuft haben, welches aber ausgemacht falsch war. Sie könnten sich nicht dazu entschließen. Allein die gewöhnlichen Träger übernahmen zur Beschämung der Fischer willig diesen Dienst.

## 68.

*Sechzig Gulden werden bebrütet.*

Eine listige Landstreicherin kam in das Dorf Opfell bei Schlackenwalde in Böhmen und sah auf einem Bauernhof ein schwarzes Huhn mit einem weißen Ringel um den Hals und einem weißen Kreuz auf dem Rücken. Auf einmal schien sie vor Erstaunen ganz außer sich gesetzt zu sein und schrie den Bauer an: »Ach lieber Alter, lieber Alter! Verkauft mir das Huhn oder wenigstens ein Ei davon. Ich gebe Euch einen Gulden für das Ei. Ich habe schon viele Jahre lang nach einem solchen Fund getrachtet.«

*Einen Gulden für ein Ei, dachte der Mann.*



Und so hatte die Spitzbübin ihn im Sack. Sie ließ sich lange schmeicheln und bitten, ehe sie das Geheimnis auskramte, dass neben einem solchen Ei aus jedem untergelegten Gulden 100 Florentiner ausgebrütet würden. Der einfältige Mann glaubte das und beredete seine Nachbarn, dass sie alle Gulden im Dorf, deren sechzig waren, zusammenbrachten.

»Nun fehlt es nur noch an einem Menschen, der neun Tage sitzen und brüten will«, sagte die Frau.

Auch der fand sich. Es wurde also ein Nest in einer Kammer zurecht gemacht, die Gulden daraufgelegt und mit Stroh bedeckt. Das Ei musste der Brütende, den man ganz in Betten einhüllte, unter die Achsel nehmen. So saß er drei Tage, ließ es sich auf Regimentsunkosten wohl schmecken, brütete, was er wusste und konnte. Die ganze Gemeinde war begierig zu sehen, wenn die jungen Gulden wie die Küchlein picken und schlüpfen würden. Aber am dritten Tag sprach die Tausendkünstlerin, es fehlten ihr noch allerhand geweihte Sachen zu dem Kunststück, die sie bei ihrem Vetter, dem Kapuziner, holen müsste. Ehe drei Tage vergingen, wollte sie wiederkommen. Die Leute setzten sich zwar dagegen, weil ihnen bange wurde, der Bruthahn möchte in Abwesenheit derselben etwas versehen; ließen sich aber doch von ihr überlisten. Sie ging ihres Weges, nachdem sie vorher das Nest noch einmal in Ordnung gebracht hatte. Als sie nun über den dritten Tag ausblieb, durchsuchte man das Nest und fand statt der Gulden lauter eckige Scherben untergelegt, auf denen es sich eben nicht sanft gegessen haben mochte.

## 69.

### *Eine quacksalbernde Frau mordet einen Menschen.*

Ein Tabakshändler in M. hatte am 4. November 1790, als er abends eilig über die Straße lief, das Unglück, über einen kleinen Hügel zu fallen. Zwar konnte er allein wieder aufstehen, aber er fühlte sich doch einer Verletzung des linken Knies wegen unfähig, nach Hause zu gehen, und musste sich deswegen dahin tragen lassen. Das Knie und das ganze Bein schwoll an und schmerzte. Allein durch die geschickte Behandlung des Arztes befand sich der Kranke am 11. Dezember so wohl, dass er seine Ärzte, froh über sein Befinden und zufrieden mit ihrer Hilfsleistung, nachdem der letzte Verband geschehen war, entließ. Umso befremdender war die bald erfolgende Nachricht, dass der Kranke bereits eine halbe Stunde, nachdem ihn seine Ärzte ohne Ursache zu einer Besorgnis verlassen hatten, gestorben sei. Wer hätte es denken sollen! Der ungeduldige Patient hatte eine Bäckerfrau, die sich mit Heilung der Beinbrüche abgibt, zu sich rufen lassen, um von ihr schnell geheilt zu werden. Diese nahm sogleich den von den Ärzten eben erneuerten Verband ab, machte mit dem Bein allerlei Drehungen und Wendungen, wobei man an dem Kranken deutliche Zeichen des heftigsten Schmerzens, die er mit Gewalt mittelst eines Schnupftuchs im Mund zu unterdrücken versuchte, bemerkt haben soll, ließ ihn endlich mit dem Bein hart auftreten, führte ihn in der Stube herum, setzte ihn wieder auf den Stuhl, zog und bewegte den Fuß von Neuem, bis unter diesen Handgriffen der Kranke in einer Ohnmacht starb.

Cagliostro war ohne Vermögen, in niedrigem Stand unter der jüdischen Nation geboren, mit heftigen Leidenschaften und einem durchdringenden Geist. Er wollte versuchen, wie weit ihn das Glück, das so vielen Schurken und Narren günstig ist, emporheben könne. Da er wusste, dass ein vornehmer Name seinen Plan in der großen Welt sehr begünstigen würde, so fing er damit an, sich für einen Grafen auszugeben. Aber um diesen Plan auszuführen, bedurfte er notwendig einer schönen und verschlagenen Frau. Diese suchte er unter den Buhlerinnen von Venedig. Hier fand er eine genesische Marquise, die Armut und Unglücksfälle zu diesem traurigen Handwerk verstoßen hatten. Ein schlanker Wuchs, ein feuriges Auge, ein Ansehen von unendlicher Frische, ein verführerischer Gang, dies war ihre physische Beschaffenheit. Die moralische gab jener nichts nach. Sie war verschmitzt, Ränke zu ersinnen, und beharrlich, sie auszuführen. Sie schien leichtsinnig, sich selbst vergessend, und doch berechnete sie mit Habsucht, was ihr jede Gunstbezeigung eintrage; kurz, ein unvergleichliches Geschöpf, um zu verführen, zu betrügen, Tugend zu schwatzen und Laster auszuüben. Indessen wagte dieses ausgesuchte Paar noch nicht, sich in Paris sehen zu lassen. Ihre erste Absicht war vielmehr auf Russland gerichtet. Einige Engländer zu Rom, in deren Arme sich die schöne Frau Gräfin warf, mussten das Geld zur Reise hergeben. In weniger als einem Monat hatte sie sich ein Kapitälchen von 5000 Guinee zu erwerben gewusst. Nun ging die Reise zuerst nach Holstein zum berühmten Graf St. Germain und

von da nach Petersburg. Dort gaben sie sich für Ärzte aus. Da sie bei ihren Kuren die seltenste Uneigennützigkeit affektierten, so machten sie bald großes Aufsehen. Die Gräfin war zwanzig Jahre alt und sprach wie von ungefähr von ihrem ältesten Sohn, der schon seit geraumer Zeit Hauptmann in holländischen Diensten sei. Ein so außerordentliches Phänomen leitete das Gespräch natürlicherweise auf ihr Alter. Es fand sich, dass die liebenswürdige Mutter schon sechzig Jahre alt war. Die Damen erstaunten. Es war ihnen die Bemühung, sich für jünger auszugeben, so geläufig, dass sie keinen Betrug dabei ahnten, wenn die Gräfin sich aus freien Stücken für so alt ausgab. Sie hielten sich vielmehr überzeugt, sie müsse das Wasser ewiger Schönheit und Jugend besitzen. Natürlicherweise wurde die gute Gräfin nun unaufhörlich bestürmt, um dieses kostbare Wasser mitzuteilen. Endlich nach vielen Bitten tat sie es und sammelte dafür ansehnliche Stimmen ein. Zwar wurden die Damen nicht jünger, aber ihre Liebhaber beteuerten es doch, und Cagliostro wurde angebetet. Ein angesehener Fürst verliebte sich in die schöne Doktorin und überhäufte sie mit Geschenken. Selbst die Kaiserin ließ sie zu sich kommen, aber die Folge dieser Unterredung war der Befehl, das russische Reich zu verlassen, doch mit einem Geschenk von Rubeln begleitet. Ein anderer Vorfall bescheinigte ihre Abreise. Cagliostro hatte versprochen, ein totkrankes zweijähriges Kind einer vornehmen Dame um den Preis von 1500 Louisdor zu heilen. Er verlangte nur eine Zeit von acht Tagen dazu. Den zweiten Tag stieg die Krankheit. Er bat inständig, ihm das Kind zur Verpflegung ins Haus zu geben. Den fünften Tag fing es an, sich zu bessern, den achten war es außer Gefahr, und nach drei Wochen bringt er ein voll-

kommen gesundes Kind in die Arme der zärtlichen Mutter zurück. Aber zum Unglück für den Herrn Doktor verbreitet sich ein gewisses Gerücht von einem gekauften Kind. Cagliostro musste gestehen, dass er das Kind untergeschoben habe, und entschuldigte sich damit, dass er dadurch den Schmerz der Mutter vorerst zu beruhigen gesucht habe. Man fragte, wo der Körper des verstorbenen Kindes geblieben sei und erhält zur Antwort, er sei verbrannt, um ein Experiment zu versuchen. Man verlangte die 1500 Louisdor zurück, aber zu spät, die Vögel waren ausgeflogen.

Nun schlug Cagliostro seine Bude in Warschau auf, aber mit wenigem Glück. Zu Straßburg ging e besser.

Endlich erreichte er zu Paris, wo seine erhabenen Talente im größten Glanz erschienen, das Ziel seiner Wünsche. Hier gab er sich für einen Wiederhersteller der echten ägyptischen Maurerei aus und versprach, seine Schüler die Mysterien der Isis und des Anubis zu lehren. Dieses Erbieten machte unter den Logen der Hauptstadt das größte Aufsehen. Dieses Institut, vorhin bestimmt zu den edlen Absichten, Einigkeit und Wohltun unter die Menschen zu verbreiten, ist dort ausgeartet. Cagliostro wollte diese Missbräuche ausrotten. Er besaß seiner Versicherung nach eine Konstitution von den Oberen der ägyptischen Maurerei und ein Ritual, nach welchem selbst Ihre Majestät der König Cambyses im Tempel der Apis arbeitete, als er diesen eigensinnigen Tiergott peitschen ließ. Aber wie erstaunten die Brüder, als der Marktschreier ihnen vorschlug, über den Tod zu herrschen und Verstorbene wieder aus dem dunklen Grab auf einige Zeit zu erwecken. Die Gaukeleien dieser Art, die er mit verschiedenen leichtgläubigen Personen und besonders mit dem Kardinal von Rohan trieb, sind bekannt ge-

nug. Während nun, dass der Herr Graf die Beworbenen mit den Lebendigen zu Nacht speisen ließ, machte die Frau Gräfin Anstalt zu einem anderen Schauspiel. Die Damen wollten von Sinnen kommen, dass ihnen die Initiation in die erhabenen Mysterien der ägyptischen Maurerei versagt war. Eine Menge von ihnen, die ganz von Neugierde beherrscht wurden, beredeten sich alles anzuwenden, um die Einweihung zu erlangen. Die Herzogin von T. wurde mit diesem Auftrag zur Frau von Cagliostro abgeschickt. Sie antwortete mit anscheinender Kaltblütigkeit: Sobald sechsendreißig Damen sich zum Unterricht in den geheimen magischen Wissenschaften ihres Mannes finden würden, wolle sie ihm die Bitte vortragen. Noch denselben Tag war die Anzahl da. Der Herr Graf ließ sich erbitten. Die vorläufigen Bedingungen waren: ein hundert neue Louisdor Rezeptionsgebühren für jede, Enthaltung von allen Mannspersonen neun Tage lang und ein feierlicher Eid, sich jedem Befehl zu unterwerfen. Der 7. August 1785 wurde zur Aufnahme bestimmt. Man versammelte sich um 11 Uhr nachts. Vor dem Eintritt in die Loge musste jede Dame ihren Cul de Paris, Bouffanten, Soutiens, Schnürleib und falschen Chignons ablegen und sich mit einer weißen seidenen Levite und einem farbigen Gürtel bekleiden. Dieser Gürtel waren sechs blaue, sechs schwarze, sechs coquelicot, sechs violette, sechs rosenfarbig und sechs Couleur impossible. Nun begaben sie sich in einen mit vielen Kerzen erleuchteten Tempel, wo sechsendreißig mit schwarzem Atlas beschlagene Bergeren im Kreis herumgestellt waren. Frau Cagliostro saß in weißer Kleidung auf einem Thron, und ihr zur Seite standen zwei große vermummte Figuren, von denen man nicht wusste, ob es Männer, Weiber oder gar

Gesperster waren. Die Lichter verloschen nach und nach bis zur Dämmerung und ein tiefes Stillschweigen spannte die Erwartung aufs Höchste. Hierauf befahl die Oberpriesterin der ganzen Versammlung, das linke Bein bis über das Knie zu entblößen, empor zu heben und den rechten Arm auf die zur Seite stehende Säule ruhen zu lassen. Kaum war dies geschehen, so erschienen zwei Frauenzimmer, die aus den Händen der Frau von Cagliostro seidene Stricke empfangen und in der Reihe herum allen sechsunddreißig Damen Hände und Füße banden. Nun erklärte die Oberpriesterin diese Zeremonie. Sie sei, sagte sie, ein Symbol des Zustandes des weiblichen Geschlechts in der Sozietät und die Darstellung der Unterwürfigkeit, worin die Männer dasselbe zu halten sich bemühten.

»Last immer«, rief sie aus, »diese Männer blutige Kriege führen oder wühlen im Chaos unverständlicher Gesetze. Wir wollen dagegen herrschen über die Meinungen, die Sitten verfeinern, die Geisteskräfte erhöhen, zartere Empfindungen verbreiten und die Zahl der Unglücklichen auf der Welt zu mindern suchen. Diese Bemühungen sind doch wohl erhabener, als Maschinen abzurichten oder lächerliche Zänkereien zu entscheiden!«

Nach dieser Erklärung wurden die Bande abgenommen und die Prüfungen nahmen ihren Anfang.

Die Aspirantinnen wurden in sechs Gruppen verteilt und jede Farbe in ein verschiedenes Zimmer geführt. Sie wurden auf das Schärfste ermahnt und dabei bedeutet, dass diejenige die Prüfung nicht überstehen werde, die sich niemals Hoffnung zu Vollendung der Initiation machen könne. Bald darauf wurden Mannspersonen in jedes Zimmer geschickt, die kein Mittel der Verführung unversucht lie-

ßen. Aber so mächtig wirkte die Neugier und die Erwartung großer Geheimnisse, dass weder Überredung noch Spott, weder Bitten noch Tränen noch Verzweiflung etwas über sie vermochten. Sie kamen alle in den Tempel so zurück, wie die Oberpriesterin es befohlen hatte. Nach einer feierlichen Stille von einer Viertelstunde öffnete sich auf einmal die Kuppel des Tempels und auf einer goldenen Kugel sank ein Mann herab, nackt wie Adam, in seiner Hand eine Schlange und eine lodernde Flamme auf seinem Scheitel.

Hier sprach die Oberpriesterin: »Sehen Sie den berühmten, unsterblichen, göttlichen Cagliostro, der aus dem Schoß Abrahams kam, ohne von einem Weib empfangen zu sein, der Besitzer von allem, was war, was ist, und was sein wird!«

»Töchter der Erde«, rief nun Cagliostro selbst, »legt ab eure unheiligen Gewänder. Und wollt ihr Wahrheit hören, so zeigt euch wie sie!«

Im Moment war alles nackt wie die Wahrheit. Nun gab er ihnen Rat, einem betrügerischen Geschlecht auf ewig zu entsagen. »Der Kuss der Freundschaft«, so schloss er seine saubere Rede, »bezeichne den Ausdruck der Empfindung eurer Herzen!«

Die Oberpriesterin lehrte sie darauf, worin dieser Kuss der Freundschaft eigentlich bestehe. »Ich darf Ihnen«, sagte sie, »nun nichts mehr verhehlen. Lernen Sie hier den Zweck aller unserer Geheimnisse. Wenn Sie zwanzig Jahren lang alles menschliche Wissen ergründet haben, wenn Sie tief-sinniger sind als Locke, mehr Logik verstehen als Bayle, hinreißender schreiben als Rousseau, so werden Sie am Ende erfahren, dass das Vergnügen die höchste Gottheit



sei, und dieser Tempel ist ihm geheiligt! Opfern Sie ihm hier ohne Scheu!«

Hierauf kamen sechsunddreißig Geister der Wahrheit in Atlas gekleidet, welche die Lehre der Initiierten sehr tätlich bewiesen und die Lehren der Oberpriesterin dadurch bewährten. Zur Schande der Sitten von Paris waren solche Mysterien recht dazu gemacht, den Grafen Cagliostro empor zu heben. Er nutzte den Augenblick des Enthusiasmus, um den ersten Stein zu dieser schändlichen Verbindung zu legen, die der Betrüger ägyptische Maurerei nannte. Dabei hatte er die Unverschämtheit, gegen die Mitglieder des großen Orients zu behaupten, er müsse in seinem System gerade dreizehn Personen haben, rein wie Sonnenstrahlen und selbst von aller Verleumdung unangetastet sein. Sie mussten keusch und unverheiratet sein, ein Vermögen von 50.000 Livres jährlicher Einkünfte und dabei solche Wissenschaften besitzen, die nur sehr selten mit so großem Vermögen verbunden wird.

Man wollte eben mit ihm in Unterhandlung treten, als die bekannte Halsbandgeschichte sich zutrug, die ihn stürzte.

## 71.

*Der Bader Sauer gräbt zehn Carolinen  
und siebzehn Kreuzer auf einem Kreuzweg ein.*

In dem Kurmainzischen Oberamt Krautheim trug sich im November 1790 Folgendes zu. Georg Keppler von Morlach hatte schon vor acht Jahren auf der rechten Seite des Gesichts, ungefähr ein Finger breit unter dem Auge, ein Blättlein in der Größe einer Linse bekommen, welches zu ver-

treiben mehrere Mittel vorgeschlagen und gebraucht worden waren, wobei sich aber das Übel immer vergrößert hatte. Auf Anraten bekannter Personen ließ er endlich den Bader Sauer in Morsbach rufen und entdeckte diesem angeblichen Wundermann sein Anliegen, welcher denn auch gewisse und baldige Hilfe versprach. Da sich nach einigen Wochen nicht die geringste Besserung auf seine gebrauchten Mittel zeigte, ließ der Kranke Misstrauen in seine Versprechungen merken, worauf Sauer äußerte, er müsse bekennen, dass, nachdem seine bisherigen Versuche fruchtlos geblieben waren, er selbst zweifle, den Schaden durch die sonst dienlichen Mittel beheben zu können, und zwar deswegen, weil dieses Übel keine natürliche Ursache habe, sondern einer Verhexung zuzuschreiben sei. Es müssten demnach andere Mittel angewendet werden. Diese besitze er, und wenn der Patient Zutrauen zu ihm habe, wolle er ihn bald gesund machen. Voll Sehnsucht nach Hilfe verstand sich dieser zu allem. Sauer begann seine Spiegelfechterei folgendermaßen. Zuvörderst wurde von ihm eine Schüssel mit Wasser und ein Bogen Papier verlangt. Mit diesen Stücken spielte er allerhand Gaukeleien, da er sich bald hin und her stellte und wandte und am Ende das Papier in den Ofen warf. Während er diese Blendwerke vornahm, verbot er der Frau des Patienten, irgendjemand in das verschlossene Haus zu lassen oder, wenn jemand an der Haustür klopfte, solches zu öffnen, noch weniger zum Fenster hinauszusehen. Nach diesem verlangte er zehn Carolinen von einem Jahrgang und sechzehn Kreuzer von einerlei Gepräge, unter dem Vorwand, dieses Geld müsse an einem Kreuzweg vier Wochen lang unter die Erde vergraben werden, um dadurch die Hexe, die ihm das Übel ge-

macht habe, zu bannen und außer Stand zu setzen, ihm ferner in seiner Kur hinderlich zu sein. In der Angst, worin der Kranke wegen seines Übels war, und da ihm Sauer ein lateinisches Buch zeigte, welches nach seinem Vorgeben schon über hundert Jahre alt sei, ließ er sich überreden, das Geld so gut wie möglich herbeizuschaffen, worauf Sauer dasselbe in der Frau und des Patienten Gegenwart mit seiner Petschaft versiegelte und beide ihre Namen darauf schreiben ließ. Sauer nahm dies zu sich, nachdem er vorher noch einige, diesen unbekannte Worte hinzugesetzt hatte. Seit diesem Vorgang kam er einige Male wieder, um den Patienten zu besuchen und ihm Glauben zu machen, die Heilung gehe sehr gut vonstatten. Weil aber weder der Kranke noch seine Anverwandten sich davon überzeugen konnten, so sollte die Sache in Gegenwart mehrerer Personen untersucht werden, aber der Herr Doktor eilte davon und ließ sich nie wieder sehen. Wenige Wochen nach diesem Vorgang starb der Unglückliche tatsächlich an einem Krebsleiden.

## 72.

### *Ein Schlächterhund bezwingt den Teufel.*

Im südlichen Schwaben liegt ein Dorf namens W. in dem Gebiet eines geistlichen Herren. Dahin kam im September 1791 ein handfester Metzger, der sprach beim Glase Wein so ziemlich gescheunt von der Geistlichkeit. An einem anderen Tisch saß bei hochgefüllter Weinflasche der Dorfpropst. Der horchte, schwieg und entfernte sich. Der Metzger ging gegen Abend seines Weges, kam durch einen

Wald und traf da den leibhaftigen Teufel an, mit Bockshörnern, Geißfüßen und einem feuerspeienden Rachen.

Fürchterlich brüllte der Satan: »Ich komme dich zu zerreißen, verfluchter Ketzler! Was hast du im Wirtshaus gesprochen? Doch geh, sag es deinen Mitbrüdern, dass ich sie bald alle holen und ihre Leichname auf den Anger werfen werde.«

Der Metzger dachte unverzagt: Ei, wie? Der Teufel ein Bußprediger? Er hetzte seinen Hund auf ihn. Dieser packte den Satan unsanft beim Fell und riss ihn zu Boden. Der Metzger hinterdrein mit seinem knotigen Wanderstab.

Da fing der fromme Teufel an zu schreien: »O Jesus Maria und Joseph! Endlich verstummte der Teufel.

Der Metzger glaubte, er wäre tot, ging zurück ins Dorf und zeigte die Tat an. Einige Bauern gingen mit und fanden da einen ihrer Mitbrüder mit dem Tode ringend. Er lebte noch eine Stunde, gestand, dass ihn der Dorfpfaffe, aus totem Eifer eine Ketzlerseele zu retten, zu dieser schwarzen Maskerade verleitet habe, und starb.

Ende